

Mojib
Latif (Hg.)

AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
IN HAMBURG

VIelfALT

Die Kraft der Kontraste



HERDER

Mojib Latif (Hg.)

Vielfalt

Mojib Latif (Hg.)

Vielfalt

Die Kraft der Kontraste

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Herausgeber: Prof. Dr. Mojib Latif
für die Akademie der Wissenschaften in Hamburg
Redaktion: Wolfgang Grala, Akademie der Wissenschaften in Hamburg
Illustration: Luise Mirdita
Finanziert aus Mitteln der Freien und Hansestadt Hamburg.

Akademie der Wissenschaften in Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1
20146 Hamburg
Deutschland
organisation@awhamburg.de
<https://www.awhamburg.de/essays>

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026
Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Luise Mirdita

E-Book-Konvertierung: Daniel Förster

ISBN Print 978-3-451-03728-3
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84292-4
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-84289-4

Inhalt

Vielfalt – Die Kraft der Kontraste

Einleitung	9
-------------------------	----------

Wechselwirkungen zwischen Klimawandel und dem

Rückgang der biologischen Vielfalt	17
---	-----------

Greenwashing statt Taten	20
--------------------------------	----

Im Endspiel um die Zukunft	20
----------------------------------	----

Ein 33 Jahre altes Versprechen, das Schlimmste zu verhindern	21
--	----

Gesundheitsnotstand durch Klimawandel und Artensterben	23
--	----

Die Erde als Gesamtheit	24
-------------------------------	----

Ein Teufelskreis	25
------------------------	----

Wissensvielfalt in der globalen Klimapolitik	27
---	-----------

Nach bestem Wissen	28
--------------------------	----

Indigenes und lokales Wissen	29
------------------------------------	----

Ursprünge der Auseinandersetzung mit indigenem Wissen	31
---	----

Die Anerkennung epistemischer Vielfalt in der globalen Klimapolitik	32
---	----

Quo vadis?	34
------------------	----

Polykrisen und die Zukünfte der Gegenwart	39
--	-----------

Mögliche Zukünfte jenseits von Resignationen und Luftschlössern	40
---	----

Plurale Ökonomien	41
-------------------------	----

Vielfältige Zukunftsentwürfe als Praxis und Vorstellung	42
---	----

Polykrisen und die zukunftsweisende Gegenwart	43
---	----

Vielfältige Zukunftsentwürfe für den Ostseeraum	44
---	----

Die Vielfalt des Wirtschaftens	47
---	-----------

Die Einfalt ökonomischen Denkens	48
--	----

Einfalt wirkt! – Ökonomisierung und Vulnerabilität	50
--	----

Die Vielfalt ökonomischen Denkens: Plurale Ökonomik	52
---	----

Die Vielfalt ökonomischer Praxis: Plurale Ökonomien	53
---	----

Fazit	56
-------------	----

Vielfalt und Meritokratie	59
Meritokratie als moralische Grammatik	61
Meritokratie im Fokus	62
Bildung als Sortiermaschine der Leistungsgesellschaft	63
Vielfalt der Gesellschaft, Verengung der Wege	65
Vielfalt als Bedingung gelingender Meritokratie	66
 Von der Vielfalt zur Einigung – Auf der Suche nach der gerechten Wahl	 69
Schon kleine Verfahrensänderungen haben große Auswirkungen	72
Bonn versus Berlin	73
Man muss keine Wähler beeinflussen, um Wahlen zu manipulieren	74
Geburt und Tod der Sozialwahltheorie	76
Von Politik zu Popkultur	77
Partizipation mit Tücken	79
Vielfalt als Vorteil – und als Herausforderung	80
 Vielfalt als Erkenntnisquelle	 83
Die Fiktion des Wir	85
Zugehörigkeit auf Bewährung	86
Sicher für wen?	87
Vielfalt ist notwendig	89
Fragen wir genauer nach	90
 On Being British but not English: Multikulturalismus und Nationalität in Andrea Levys Roman Small Island	 93
Weltstadt London	94
Being English or Being British	95
»Small Island« als Black British Fiction	96
Empire Windrush	97
Perhaps we should shake hands	99
Identität als Prozess	101
Differenz und Mitmenschlichkeit	103
 Religiöse Vielfalt auf dem Kiez	 107
Dänische Toleranzpolitik vor Hamburgs Mauern	108
Christliche Vielfalt auf der Kleinen und Großen Freiheit	110
Das jüdische Altona	112
Vom Beten zum Feiern	113

Gegen eine eintönige Welt voller roter Rosen. Die vielfältige Gestaltungskraft der Sprache.	117
Die Namen der Rosen	118
Vielgestaltig frei	119
Worte und Wahrnehmung	120
Rosen klettern nicht	121
Welt gestalten	123
Nuancenreichtum	125
Vielfalt bewahren, Vielfalt gestalten	126
Mehrsprachig – aber kein Babel: Sprachenvielfalt im Reich der Karolinger	129
Ideal der Einheit trotz Völkervielfalt	132
Die Straßburger Eide	134
Mobilität und Mehrsprachigkeit	137
Sprache als Social Marker?	138
Vielfalt bei der Analyse von Manuskripten	143
Vielfalt der Handschriftlichkeit	144
Geisteswissenschaftliche Ansätze	145
Naturwissenschaftliche Ansätze	147
Digitale Zwillinge von Führungskräften – Wie KI zur Gefahr für Vielfalt wird	153
Der Begriff des digitalen Zwillings	154
Digitale Zwillinge in der Praxis	155
Argumente für agentische KI	156
KI wider die Vielfalt?	157
Für eine Wertschätzung »ineffizienter« Vielfalt	159
Ein Plädoyer für Verweigerung	161
Die Weisheit der Vielen und die Vielfalt der Weisheit	165
Kollektive Intelligenz bei RTL	166
Ein Urnenexperiment	167
Trügerische Kaskaden	167
Scheinbare Mehrheiten	168
Mehr Qualität wagen	169
Ungeahnte Relevanz	169
Akademischer Eigensinn	170
Epistemische Tugenden	171

Automatisierung und Vielfalt	173
Vielfalt in unserer Welt	174
Vielfalt der Technik	175
Automatisierung als Chance und Risiko für Vielfalt	176
Automatisierung ist nie neutral	177
Vielfalt als Ressource	178
Vielfalt durch allgemeine Zugänglichkeit von Automatisierung	179
Ist zu viel Vielfalt in der Automatisierung schädlich?	180
Fazit	182
 Vielfalt als Produktivkraft und Krisensymptom von	
Wissenschaft	185
Zu viel an Vielfalt?	187
Produktive Widersprüchlichkeit	189
Krise der Wirklichkeit?	191
Ludwik Flecks Intervention	194
Forschungsgemeinschaft im KZ	199
Totale Einheitswissenschaft	200
Es kommt darauf an	204
Erkenntnis in Gemeinschaft	205
 Die Beitragenden	211
 Zur Akademie der Wissenschaften in Hamburg	223

Vielfalt – Die Kraft der Kontraste Einleitung

Ganz intuitiv verstehen wir Vielfalt als einen durchweg positiv konnotierten Begriff. Eine reiche Auswahl, ein breites Spektrum interessanter Kontraste und ein tiefer Fundus an Perspektiven versprechen Lebendigkeit statt Langeweile und bewahren uns vor geistiger Eintönigkeit. Doch Vielfalt ist kein abstraktes Ideal, sondern eine Bedingung des Lebens selbst.

In der Natur wird die funktionale Kraft der Vielfalt am greifbarsten. Vielfalt ist hier gleichbedeutend mit Systemstabilität: Sie sichert sauberes Wasser, Nahrung und fruchtbare Böden. Vielfältige Tier- und Pflanzenarten machen Ökosysteme wehrhaft gegen Krankheiten oder auch Klimawandelfolgen. Vielfalt ist hier keine Option, sondern eine Überlebensstrategie.

Die in der Natur bestehende Notwendigkeit der Vielfalt findet ihre Entsprechung in der frühen menschlichen Wahrnehmung. Schon früh lernen wir, unsere Umwelt zu kategorisieren: Bereits Säuglinge identifizieren soziale Merkmale in Gesichtern und Sprache.¹ Diese Fähigkeit zur Differenzierung ist anfangs wertfrei, weitet sich jedoch im Vorschulalter zu Vorlieben für die eigene Bezugsgruppe aus, woraus sich Stereotype festigen können.² Entgegen einem weitverbreiteten Klischee sind Kinder also keineswegs blind für Unterschiede,

wenn sie geboren werden. Das Problem ist nicht das Erkennen der Unterschiede, sondern deren Hierarchisierung und Abwertung, die Kinder durch das Lernen von Erwachsenen übernehmen.

Dabei ist soziale Vielfalt ein handfester Vorteil. Wenn unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen miteinander kontrastieren, werden Möglichkeiten sichtbar und es können durchdachte Entscheidungen getroffen werden. Vielfalt macht eine Gesellschaft anpassungsfähiger und hilft, blinde Flecken in der eigenen Wahrnehmung zu vermeiden. In der Öffentlichkeit wird dieses Thema unter dem Begriff Diversität diskutiert. Die sprachliche Herkunft des Wortes ist sehr aufschlussreich. Das lateinische Wort *diversitas* bedeutet in erster Linie Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit, nicht unbedingt Harmonie oder Reichtum. Dies mag die emotionale Schärfe der heutigen Debatte erklären, da sie echte Unterschiede und damit auch Reibungsflächen anspricht.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass herrschende Gruppen oft eine gesellschaftliche Einfalt erzwingen wollten. Menschen mit anderen Meinungen, Identitäten oder Lebenswegen wurden im Namen einer vorgeschriebenen Einheit des Volkes, des Glaubens oder der Nation ausgegrenzt und verfolgt. Dass wir Vielfalt heute in weiten Teilen als Gewinn verstehen, ist das Ergebnis eines tiefgreifenden kulturellen Wandels. Dieser Fortschritt wurde maßgeblich durch bürgerrechtliche Bewegungen und den mutigen Einsatz einzelner Personen für Gleichberechtigung erkämpft. Ihr Engagement legte den Grundstein für eine demokratische Kultur, die Unterschiede als notwendigen und stabilisierenden Teil einer freien Gesellschaft begreift.

Auch heute noch hat die Vielfalt Feinde. Der Pluralismus ist das erste Opfer, wenn Autokraten an die Macht kommen. Errungenschaften der Frauenbewegung werden infrage gestellt und die Mittel für Antidiskriminierungsstellen gekürzt. Die Autonomie von Universitäten, Medien und Schulen als Räume für kritische, zivilgesellschaftliche Vielfalt wird bedroht. Bestimmte Themen, etwa die Geschlechterforschung, die Klimawissenschaft oder die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, werden gezielt aus Forschung, Bildung und Diskurs verdrängt. Doch die Vielfalt wird nicht nur von autoritären Kräften bedroht. Die Bedrohung der Vielfalt zeigt sich auch dort, wo politische Zustände als alternativlos deklariert werden.

Die Idee, dass kollektives und solidarisches Handeln echten gesellschaftlichen Fortschritt und grundlegenden Wandel bewirken kann, wird heute oft als Ideologie abgetan. Vorschläge wie ein Mindestlohn, Höchstgrenzen für Mieterhöhungen, ein Tempolimit oder gebührenfreie Studiengänge werden dann als utopisch abgewiesen. Man beruft sich auf vermeintlich objektive Sachzwänge, um die politische Vielfalt auf »marktkonforme« und »international konkurrenzfähige« Lösungen zu begrenzen. Das würde jedoch bedeuten, unsere heutige Form des Lebens und Wirtschaftens mit dem Glauben an unendliches Wachstum bei begrenzten Ressourcen, wachsender sozialer Ungleichheit und dem Vorrang kurzfristiger wirtschaftlicher Interessen als einzig denkbare Gesellschaftsordnung akzeptieren zu müssen.

»Die Zukunft hängt von uns selbst ab, und wir sind von keiner historischen Notwendigkeit abhängig.« Karl Popper kritisierte bereits Anfang der 1940er Jahre, wie totalitäre Ideolo-

gien ein geschlossenes Geschichtsbild nutzen, um politische Alternativlosigkeit zu behaupten.³ Eine Vielfalt an Möglichkeiten macht die Zukunft unvorhersehbar. Dies ist keine Schwäche, sondern das eigentliche Versprechen einer offenen Gesellschaft. Die Vielfalt denkbarer Zukünfte kann gerade in Zeiten düsterer Aussichten Hoffnung machen. Eine andere Welt ist möglich.

Die Möglichkeit, Industrie und Gesellschaft auf nachhaltige Energien umzustellen, also Wohlstand ohne Kohle, Gas oder Atomkraft und eine Mobilität durch öffentliche Verkehrsmittel und Elektroautos, wurde lange als wirklichkeitsfern abgetan. Dahinter standen oft die Beharrungskräfte derjenigen, die am Weiterbetrieb alter Technologien gut verdienten. Eine Vielfalt an Entwicklungsoptionen wurde also von denen verhindert, die vom Ist-Zustand profitierten. Die Folgen tragen wir heute, da die späte Korrektur teuer ist.

Um das Ziel zu erreichen, den Klimawandel auf deutlich unter zwei Grad zu begrenzen, fordert der Weltklimarat tiefgreifende Veränderungen in Industrie, Energie und Verkehr. Dieser Wandel weckt Widerstände. Wenn die Politik jedoch davor zurückweicht, verschiedene Entwicklungspfade offen zu diskutieren, zementiert sie fatale Wege und gefährdet die demokratische Substanz. Ein Klimaschutz, der sich auf Greenwashing und zahnlose Abkommen beschränkt, wird entpolitisiert und nimmt uns die Sicht auf echte Alternativen. Politischer Streit um verschiedene Wege ist zwar anstrengend, doch nur der Kontrast unterschiedlicher Positionen erhält die Demokratie lebendig. Er erinnert uns daran, dass Geschichte nicht alternativlos oder starr verläuft, sondern kontingent ist, also durch unser Handeln gestaltbar bleibt. Indem wir eine

breite Vielfalt an Ideen, Visionen und Theorien fördern, bewahren wir uns die Möglichkeit, Krisen konstruktiv anzugehen, sie so gut wie möglich zu bewältigen und eine bessere Zukunft zu gestalten.

Ist die Zukunft offen, wird die Wissenschaft zur entscheidenden Quelle neuer Denkpfade. Derzeit sind an deutschen Hochschulen fast 2,9 Millionen Studierende eingeschrieben, was gegenüber dem Jahr 2001 einem Anstieg von über einer Million entspricht. Der Frauenanteil unter den Studierenden beträgt heute schon 51 Prozent.⁴ Der Anteil an Professorinnen nimmt ebenfalls stetig zu und liegt heute bei 30 Prozent, wenngleich diese Entwicklung langsamer verläuft.⁵

Auf inhaltlicher Ebene differenziert sich die Wissenschaft immer weiter. Allein in den vergangenen zehn Jahren ist die Zahl der Studiengänge um 27 Prozent gestiegen, sodass das Studienangebot mit über 22000 Programmen eine historische Vielfalt erreicht hat.⁶ Es bleibt jedoch die kritische Frage, ob diese immense Auswahl noch fassbar ist oder ob sie bereits in eine Überforderung der Hochschulen umschlägt. Ähnliches gilt für die Forschung, in der inzwischen jährlich über drei Millionen wissenschaftliche Artikel im Peer-Review-Verfahren geprüft und publiziert werden. Die Digitalisierung und der akademische Wettbewerb, in dem Publikationen als zentraler Leistungsnachweis gelten, erzeugen eine Flut an Informationen. Dieser Prozess kostet nicht nur wertvolle Zeit, sondern erschwert es auch, bedeutende Neuerungen in der Masse zu identifizieren. So verschiebt sich der Fokus zunehmend von der Qualität zur Quantität.⁷

Angesichts der wachsenden Unübersichtlichkeit bedarf es verlässlicher Instanzen, die wissenschaftliche Orientierung

bieten. In der Tradition klassischer Gelehrtenvereinigungen bietet die Akademie der Wissenschaften in Hamburg einen solchen Ort der kritischen Reflexion. Sie sichtet bestehendes Wissen, ordnet es ein und setzt inhaltliche Schwerpunkte. Die interdisziplinäre Vielfalt ihrer Mitglieder ist dabei ihr wichtigstes Fundament. Sie eröffnet einen intellektuellen Freiraum für den konzentrierten, fächerübergreifenden Diskurs. Durch grundlagenorientierte Langzeitprojekte bewahrt die Akademie thematische Tiefe und widmet sich weitreichenden Zukunftsfragen, unabhängig von den kurzlebigen Rhythmen des Wissenschaftsbetriebs.

Ein besonderes Anliegen ist es mir, dass die Ergebnisse dieses Wirkens auch für die Gesellschaft sichtbar werden. In diesem Band widmen sich 16 unserer Mitglieder und Young Academy Fellows dem Thema Vielfalt. Dass dieses Buch Ihre Aufmerksamkeit gefunden hat, ist in der heutigen Zeit keineswegs selbstverständlich. Die erwähnte Vervielfältigung des Wissens macht auch vor dem Buchmarkt nicht halt. Während unser Essayband vor 60 Jahren noch mit etwa 24 000 Neuerscheinungen konkurriert hätte, erscheinen heute jährlich mehr als doppelt so viele neue Bücher in Deutschland.⁸

Daher danken wir Ihnen herzlich, dass Sie dieses Buch im Laden gewählt oder es für Ihre Schulklasse im Rahmen unseres kostenlosen Angebots bestellt haben. Als Open-Access-E-Book ist es frei zugänglich, genau wie die Vorgängerbände dieser Reihe zu den Themen Gerechtigkeit (2023), Wahrheit (2024) und Freiheit (2025). Im Jahr 2027 wird der Nachfolger zum Thema Sicherheit erscheinen. Die Texte werden fortlaufend bereits jetzt auf unserer Webseite veröffentlicht: www.awhamburg.de/essays.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre.

Prof. Dr. Mojib Latif

Präsident der Akademie der Wissenschaften in Hamburg

Anmerkungen

- 1 Anzures, G. et al. (2010). Categorization, categorical perception, and asymmetry in infants' representation of face race. In: *Developmental Science*, 13 (4), S. 553–564.
- Liberman, Z., Woodward, A. L., Kinzler, K. D. (2017). The Origins of Social Categorization. In: *Trends in Cognitive Sciences*, 21(7), S. 556–568.
- 2 Rhodes, M., Baron, A. (2019). The Development of Social Categorization. In: *Annual Review of Developmental Psychology*, 1, S. 359–386.
- 3 Popper, K. R. (2003). *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Band I und II. Tübingen: Mohr Siebeck.
- 4 Hochschulrektorenkonferenz (HRK) (2024). Statistische Daten zu Studienangeboten an Hochschulen in Deutschland. Wintersemester 2024/2025. Statistiken zur Hochschulpolitik 1/2024. Online verfügbar unter: https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-03-Studium/02-03-01-Studium-Studienreform/HRK_Statistik_BA_MA_Uebrige_WiSe_2024_25.pdf (abgerufen am 11.03. 2026).
- 5 Statistisches Bundesamt (2025). 30 % Frauenanteil bei Professuren an Hochschulen 2024. Pressemitteilung vom 12. Dezember 2025. Online verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/12/PD25_442_213.html (abgerufen am 11.03. 2026).
- 6 Siehe Anmerkung 4.
- 7 National Science Board, National Science Foundation (2023). Publication Output by Region, Country, or Economy and by Scientific Field. Science and Engineering Indicators 2024. Alexandria, VA. Online verfügbar unter: <https://nces.nsf.gov/pubs/nsb202333> (abgerufen am 11.03. 2026).
- 8 Börsenverein des Deutschen Buchhandels (o. J.). Buchproduktion. Online verfügbar unter: <https://www.boersenverein.de/markt-daten/marktforschung/wirtschaftszahlen/buchproduktion/> (abgerufen am 11.03. 2026).



Wechselwirkungen zwischen Klimawandel und dem Rückgang der biologischen Vielfalt

Von Mojib Latif, 25. Januar 2025

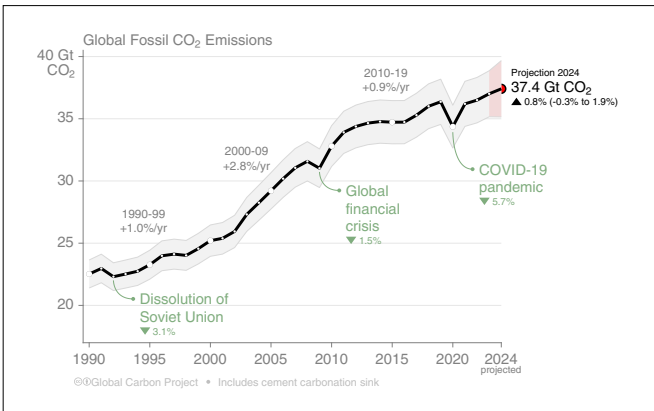
Wechselwirkungen zwischen Klimawandel und dem Rückgang der biologischen Vielfalt

Von Mojib Latif, 25. Januar 2025

Trotz einer Vielzahl an Umweltkonferenzen steigen die Kohlendioxidemissionen und Temperaturen unaufhörlich, während die biologische Vielfalt schwindet. Wir müssen gemeinsam handeln, um die globale Erwärmung zu begrenzen und das Artensterben zu stoppen.

Die Menschen sehen sich gewaltigen Umweltproblemen gegenüber. Aber sollte der Mensch nicht weise genug sein, das zu tun, was zu seinem Wohl notwendig ist? Das fragte bereits 1972, vor mehr als einem halben Jahrhundert, Maurice Strong als Generalsekretär der ersten Weltumweltkonferenz, der sogenannten Stockholm-Konferenz.¹ Allein die Herausforderung, vor der wir bei der Begrenzung der globalen Erwärmung stehen, ist riesengroß, und es hat nicht den Anschein, dass die Staatengemeinschaft das Klimaproblem ernsthaft angehen will. So hat 2024 der weltweite Ausstoß des Treibhausgases CO₂ erneut einen historischen Höchststand erreicht, ebenso wie die durchschnittliche Temperatur an der Erdoberfläche. Im Vergleich dazu sind die bisherigen weltweiten Klimaschutzanstrengungen aberwitzig klein.

Wechselwirkungen



Globale fossile CO₂-Emissionen seit 1990

*(<https://globalcarbonbudget.org/gcb-2024/> University of Exeter
globalcarbonbudget Creative Commons Attribution 4.0 International)*

So hatte die letzte Weltklimakonferenz, schon die insgesamt neunundzwanzigste ihrer Art, im aserbaidschanischen Baku keine nennenswerten Ergebnisse hervorgebracht und reihte sich in die lange Liste gescheiterter Umweltkonferenzen ein. 2024 fanden vier UN-Treffen zu den Themen Artensterben, Klimawandel, Plastikmüll und Wüstenbildung statt. Alle Konferenzen sind krachend gescheitert und endeten mit einem Minimalkonsens, was die Welt in Sachen Umweltschutz nicht weitergebracht hat. Und dies trotz der vollmundigen Versprechungen von Regierungschefs aus vielen Ländern, dass man den Planeten besser vor Ausbeutung und Zerstörung schützen wolle, ein Ritual, das sich Jahr für Jahr wiederholt, wenn Umweltkonferenzen anstehen, ohne dass es dann erwähnenswerte Fortschritte beim Umweltschutz gegeben hätte.

Greenwashing statt Taten

Ankündigungen, ohne Taten folgen zu lassen, oder das allseits beliebte Greenwashing werden uns bei der Bewältigung der globalen Umweltprobleme nicht helfen. Sie lassen die Zeit verstreichen, die uns noch bleibt, um wenigstens mit einem blauen Auge davonzukommen, d.h. die Erde nicht gänzlich ihr lebensfreundliches Gesicht verlieren zu lassen. Hinzu kommt, dass in immer mehr Ländern Politiker an die Schalthebel der Macht gelangen, die Umweltprobleme leugnen oder als nicht wichtig erachten. So wie Donald Trump, der Ende 2024 ein zweites Mal zum US-Präsidenten gewählt wurde und noch am Tag seiner Amtseinführung erneut aus dem Pariser Klimaabkommen ausgetreten ist.

Im Endspiel um die Zukunft

Wenn man sich unvoreingenommen in der Welt umschaut, wird es offenbar: Wir befinden uns inmitten eines Endspiels. Damit meine ich nicht nur die rasant steigenden Temperaturen, die für sich genommen bereits für Millionen Menschen zu einer Bedrohung geworden sind, etwa durch Hitze, Dürren, Brände, Starkregen, Überschwemmungen oder die immer schneller steigenden Meeresspiegel. Vergessen wir bitte bei all der gerechtfertigten Sorge um die bedrohliche Klimaentwicklung nicht die anderen durch die Menschen verursachten globalen Umweltprobleme wie den Rückgang der biologischen Vielfalt zu Land und in den Meeren. Hinzu kommt, dass der Klimawandel das Artensterben beschleunigt.

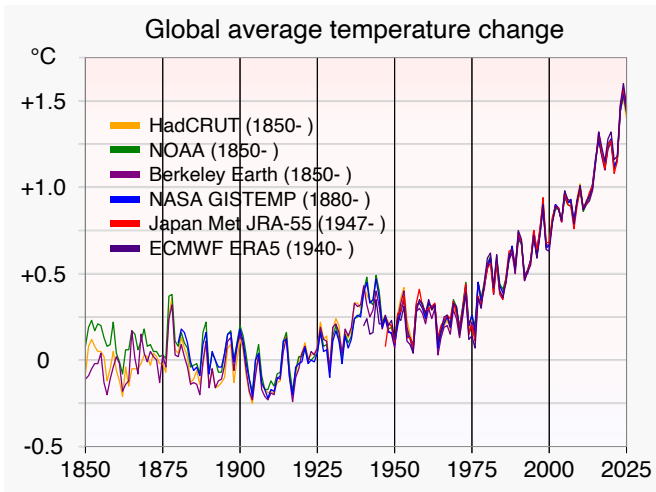
Eine ungebremste globale Erwärmung wird Tier- und Pflanzenarten in beträchtlicher Größenordnung unwiderruflich von dem Planeten verschwinden lassen und hat das Potenzial für ein Massenaussterbeereignis. Ein Verlust von 70 Prozent der Arten oder mehr droht. In so einer Welt herrschten wohl kaum noch günstige Bedingungen für menschliches Leben.

Ein 33 Jahre altes Versprechen, das Schlimmste zu verhindern

Die Menschen werden in den kommenden Jahrzehnten darüber entscheiden, wie es mit dem Leben auf der Erde weitergeht. Werden sie es schaffen, eine Klimaveränderung zu vermeiden, die die Welt auf den Kopf stellen und die Menschheit vor kaum stemmbare Herausforderungen stellen würde? Auf die Verhinderung einer solchen dramatischen Klimaveränderung hatte sich 1992 die Staatengemeinschaft in der Rahmenkonvention der Vereinten Nationen über Klimaveränderungen von Rio de Janeiro geeinigt. Das Abkommen sieht vor, dass die Belastung der Atmosphäre mit Treibhausgasen auf einem Niveau stabilisiert wird, welches eine gefährliche anthropogene Störung des Weltklimas verhindert. Im Wortlaut der Klimarahmenkonvention heißt es dazu:

»Ein solches Niveau sollte innerhalb eines Zeitraums erreicht werden, der ausreicht, damit sich die Ökosysteme auf natürliche Weise den Klimaänderungen anpassen können, die Nahrungsmittelerzeugung nicht bedroht wird und die wirtschaftliche Entwicklung auf nachhaltige Weise fortgeführt werden kann.«²

So weit die Aufgabenstellung, die sich die Länder vor über 30 Jahren gestellt hatten. Die Menschen haben bis jetzt – ich muss es so deutlich sagen – die Klimarahmenkonvention von Rio mit Füßen getreten. Von einer Stabilisierung der Treibhausgaskonzentrationen in der Atmosphäre kann bis zum heutigen Tag nicht die Rede sein, noch nicht einmal ansatzweise. Ganz im Gegenteil. Der CO_2 -Gehalt der Atmosphäre, auf den es bei der globalen Erwärmung hauptsächlich ankommt, steigt weiterhin mit einer großen Geschwindigkeit, und die Temperatur an der Erdoberfläche folgt mit einer geringen Zeitverzögerung.



Globale durchschnittliche Temperaturanomalie anhand verschiedener Analysen

(RCraig09 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:20200324_Global_average_temperature_-_NASA-GISS_HadCrut_NOAA_Japan_BerkeleyE.svg, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>)

Menschen wie auch Ökosysteme zu Land und zu Wasser können sich in einigen Weltregionen kaum noch an die sich rasant verändernden Umweltbedingungen anpassen, was den Endspielcharakter der heutigen Zeit unterstreicht. Eines der sichtbaren Zeichen dafür ist das hauptsächlich durch die steigenden Meerestemperaturen verursachte Korallensterben in den tropischen Meeren, die sogenannte Korallenbleiche. Intakte Korallenriffe sind ein Hort der biologischen Vielfalt, was uns vor Augen führt, wie eng Erderwärmung und Biodiversität zusammenhängen.

Gesundheitsnotstand durch Klimawandel und Artensterben

Vor diesem Hintergrund haben im Jahr 2023 über 200 medizinische Fachzeitschriften gemeinsam einen Appell an die Vereinten Nationen, die politischen Entscheidungsträger und die Angehörigen der Gesundheitsberufe gerichtet, endlich anzuerkennen, dass der Klimawandel und der Verlust der biologischen Vielfalt untrennbare Krisen sind, die zur Vermeidung einer Gesundheitskatastrophe gemeinsam angegangen werden müssen.³ In dem Aufruf wird betont, dass sowohl die Klimakrise als auch der Verlust der biologischen Vielfalt die menschliche Gesundheit unmittelbar bedrohen. So trage der Klimawandel unter anderem zur Ausbreitung ansteckender Krankheiten bei. Klimawandel und Umweltverschmutzung würden außerdem Trinkwasserquellen schaden, und der Rückgang der Artenvielfalt würde es schwerer machen, die Menschheit gesund zu ernähren. Die Klima- und die Natur-

krise separat voneinander zu betrachten wäre ein gefährlicher Fehler. Es handele sich um eine allgemeine Umweltkrise, und die sei inzwischen so gravierend, dass die Weltgesundheitsorganisation (WHO) einen globalen Gesundheitsnotstand ausrufen müsse. Der Gesundheitsnotstand ist die höchste Alarmstufe, die die WHO verhängen kann. Alle Mitgliedsländer sind dann aufgefordert, Informationen auszutauschen, um das betreffende Problem in den Griff zu bekommen. Der Gesundheitsnotstand wurde zuletzt während der Coronapandemie ausgerufen.

Die Erde als Gesamtheit

Noch werden die Klima- und die Biodiversitätskrise größtenteils getrennt voneinander betrachtet. So fand die 29. Weltklimakonferenz in Aserbaidschan statt, während die 16. Weltnaturkonferenz in etwa zur gleichen Zeit in Kolumbien abgehalten wurde. Die Wissenschaftsgemeinden, die die Erkenntnisse für die beiden Konferenzen lieferten, sind immer noch weitgehend voneinander isoliert. Sie hatten sich allerdings 2020 zu einem gemeinsamen Workshop getroffen, bei dem die teilnehmenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu dem Schluss gekommen waren:

»Nur wenn Klima und biologische Vielfalt als Teile desselben komplexen Problems betrachtet werden, können Lösungen entwickelt werden, die Fehlanpassungen vermeiden und die positiven Ergebnisse maximieren.«⁴

Wir müssen die Erde als Gesamtheit verstehen, welche aus unterschiedlichen miteinander in Wechselwirkung stehenden Teilsystemen besteht. Ein interdisziplinärer Ansatz ist hier das One-Health-Konzept, das die Gesundheit von Mensch, Tier und Umwelt im Zusammenhang betrachtet.⁵ Die Schädigung eines Teilsystems kann zu Rückkopplungen führen, die ein anderes Teilsystem schädigen. Als Lebewesen sind die Menschen ein untrennbarer Teil der Natur und trotz aller technischen Errungenschaften letztlich von ihr abhängig. Der Klimawandel wird, wenn er ungebremst bleibt, wahrscheinlich die Hauptursache für den Verlust der biologischen Vielfalt werden. Umgekehrt schützen Ökosysteme und ihre biologische Vielfalt die Gesellschaft vor dem Klimawandel, indem sie die Ressourcen bereitstellen, die es der Gesellschaft ermöglichen, sich an den Klimawandel anzupassen, und indem sie CO₂ aus der Atmosphäre aufnehmen.⁶ Wenn ich oben von einem Endspiel gesprochen habe, in dem wir uns befinden, meine ich es genau so. Das Wort Endspiel beschreibt meiner Meinung nach in angemessener Weise die gefährliche Lage, in die sich die Menschheit manövriert hat. Wir blicken bildlich gesprochen in den Abgrund und haben keine Zeit mehr zu verlieren, um ein Desaster planetaren Ausmaßes zu verhindern.

Ein Teufelskreis

Lassen Sie uns den Blick zum Schluss noch etwas weiten. Ich möchte betonen, dass wir die gewaltigen Herausforderungen, denen wir uns als Menschheit gegenübersehen, nicht in

Isolation werden lösen können. Die Umweltprobleme und Problemkomplexe jenseits der Umwelt sind schlicht die verschiedenen Symptome des Mangels an Nachhaltigkeit. Die damalige indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi beschrieb es 1972 auf der ersten Weltumweltkonferenz in Stockholm mit den folgenden Worten:

»Das Leben ist eins, und wir haben nur diese eine Erde. Alles ist miteinander verknüpft: Bevölkerungsexplosion, Armut, Unwissenheit, Krankheit, Umweltverschmutzung, die Ansammlung von nuklearen, biologischen und chemischen Waffen. Ein Teufelskreis! Jedes Thema ist wichtig, aber es wäre vergebliche Mühe, jedes einzeln zu behandeln.«

Anmerkungen

- 1 https://www.mauricestrong.net/index.php?option=com_content&view=article&id=154&Itemid=78 (abgerufen am 18.01.2025).
- 2 unfccc.int/resource/docs/convkp/convger.pdf (abgerufen am 18.01.2025).
- 3 www.aerzteblatt.de/nachrichten/146897/Appell-fuer-Anerkennung-von-Klimakrise-als-Gesundheitsnotstand (abgerufen am 18.01.2025).
- 4 Pörtner, H. O. et al. (2021). IPBES-IPCC co-sponsored workshop report on biodiversity and climate change; IPBES and IPCC. DOI:10.5281/zenodo.4782538.
- 5 www.awhamburg.de/forschung/arbeitsgruppen/one-health.html (abgerufen am 09.01.2025).
- 6 easac.eu/publications/details/key-messages-from-european-science-academies-for-unfccc-cop26-and-cbd-cop15 (abgerufen am 19.01.2025).

Wissensvielfalt in der globalen Klimapolitik

Andrés López-Rivera, 19. Dezember 2025

Wissensvielfalt in der globalen Klimapolitik

Andrés López-Rivera, 19. Dezember 2025

Wissenschaft trifft auf indigene Weisheit: Die Klimapolitik bekennt sich zur Wissensvielfalt. Ob im Landschaftsmanagement oder Wasserbau, das Erfahrungswissen indigener und lokaler Gemeinschaften im Umgang mit der Natur ist im Klimaschutz unverzichtbar.

Der Klimawandel ist ein gesellschaftliches und politisches Handlungsproblem, in dem die Wissenschaft eine zentrale Rolle spielt: Ohne Klimawissenschaft wäre der durch Treibhausgasemissionen verursachte anthropogene Klimawandel wohl unbekannt geblieben. Die globale Klimapolitik begann damit, den Wissensstand zum Klimawandel zu bewerten, insbesondere mit der Gründung des Weltklimarates (IPCC) im Jahr 1988. Diese wissenschaftlich motivierte Kooperation führte 1992 zur UN-Klimarahmenkonvention (UNFCCC) und schuf ein einzigartiges Terrain, in dem Wissenschaft und Politik zusammenkommen. Inzwischen umfasst die Klimapolitik jedoch ein breiteres Verständnis von Wissenssystemen, das über die Wissenschaft hinausgeht und die Frage nach »epistemischer Vielfalt« aufwirft.

Nach bestem Wissen

Im Jahr 2015 wurde das Wissen Indigener Völker und lokaler Gemeinschaften im Pariser Klimaabkommen im Kontext

der Klimaanpassung verankert. Das Leitprinzip der »besten verfügbaren wissenschaftlichen Erkenntnisse« (*best available science*) wurde ergänzt um »soweit angemessen, traditionelles Wissen, das Wissen indigener Völker und lokale Wissenssysteme«.¹ Damit setzte das Abkommen auf ein neues Paradigma, das über einen engen Wissenschaftsbegriff hinausgeht und vielfältige Wissenssysteme einbezieht. Das Abkommen signalisierte einen Wandel von einem wissenschaftszentrierten zu einem pluralistischen Ansatz.² Gleichzeitig bleibt eine Hierarchie bestehen. Wissenschaftliche Erkenntnisse gelten als unverzichtbar, während andere Wissenssysteme nur unter der Einschränkung »soweit angemessen« berücksichtigt werden und ihre politische Relevanz zunächst auf die Klimaanpassung beschränkt bleibt.

In diesem Essay zeige ich, wie diese Wissenssysteme nach und nach Eingang in den globalen klimapolitischen Diskurs gefunden haben. Dabei gehe ich zunächst den Ursprüngen unseres heutigen Verständnisses epistemischer Vielfalt nach, insbesondere im Kontext der Auseinandersetzung mit indigenem Wissen. Darauf aufbauend reflektiere ich schließlich die Spannungen und Herausforderungen, die bei dem Versuch entstehen, epistemische Vielfalt in klimapolitische Entscheidungsprozesse und Maßnahmen zu integrieren.

Indigenes und lokales Wissen

Indigenes und lokales Wissen bezeichnet die Gesamtheit von Praktiken, Verständnisformen, Fertigkeiten und Weltbildern, die von indigenen Völkern und lokalen Gemeinschaften über

viele Generationen in enger Verbindung mit ihrer Umwelt entwickelt wurden. Es umfasst etwa Kenntnisse zu Ökosystemen, Wetter- und Jahreszyklen, Land- und Ressourcennutzung, Heilpflanzen sowie Überlebensstrategien und ist eng verflochten mit Sprache, kulturellen Traditionen und spirituellen Vorstellungen. Dieses Wissen wird überwiegend mündlich, durch Beobachtung, Teilnahme am Alltag und rituelle Praktiken weitergegeben und bleibt dynamisch, indem es sich kontinuierlich an neue Umwelt- und Gesellschaftsbedingungen anpasst. Im Unterschied zur auf universelle Gültigkeit ausgerichteten sogenannten westlichen Wissenschaft ist indigenes Wissen stark ortsgebunden und praxisorientiert, da es aus der langfristigen Bewirtschaftung konkreter Landschaften und Ökosysteme hervorgegangen ist.³

Ein häufig genanntes Beispiel im Kontext des Klimawandels ist das traditionelle Feuermanagement (cultural burning) der Aborigines in Australien. Indigene Gemeinschaften setzen seit Jahrtausenden gezielt kleinflächige, kühle Brände in geeigneten Jahreszeiten ein, um trockenes Unterholz zu entfernen, die Baumkronen und viele Tierlebensräume zu schonen und so die Ausbreitung heißer, unkontrollierbarer Buschfeuer zu verhindern. Aktuelle Forschung zeigt, dass solche Praktiken die Verfügbarkeit von brennbarem Material deutlich senken und die Intensität von Großbränden mindern können. Vor dem Hintergrund zunehmender Hitze- und Dürreperioden wird dieses indigene Feuermanagement heute verstärkt in moderne Feuer- und Landschaftsmanagementstrategien integriert und in Kombination mit technischen Methoden (z. B. Fernerkundung, Modellierung) als wichtiger Baustein klimawandelangepasster Brandvorsorge betrachtet.⁴

Ursprünge der Auseinandersetzung mit indigenem Wissen

Das Konzept epistemischer Vielfalt, verstanden als die (Ko-) Existenz unterschiedlicher Wissensformen, gewann im Zuge kolonial geprägter ethnologischer Forschung der 1970er und 1980er Jahre an Aufmerksamkeit. Viele der frühen Forschungsansätze haben ihre Wurzeln in der Ethnologie, insbesondere in der *Ethnoscience* sowie in der Humanökologie.⁵ Die Ethnoscience richtet ihren Fokus auf sogenannte volkstümliche Taxonomien, also auf Klassifikationssysteme, mit denen verschiedene indigene Völker Pflanzen, Tiere und weitere Elemente ihrer natürlichen Umwelt ordnen und verstehen. Solche Systeme wurden vor allem in der Ethnobotanik, Ethnozoologie und Ethnobiologie untersucht.⁶ Die Bezeichnungen »ethno« und »volkstümlich« dienten indes dazu, diese Wissenssysteme explizit von der westlichen Wissenschaft abzugrenzen.

Einerseits trugen diese Forschungen dazu bei, andere Wissenssysteme als legitimes »Wissen« anzuerkennen, anstatt sie als Formen von Unwissen, etwa als Unkenntnis, Mythos oder Aberglauben zu marginalisieren. Andererseits hat derselbe akademische Diskurs dazu beigetragen, eine grundlegende Trennlinie zwischen wissenschaftlichem und indigenem Wissen zu verfestigen – eine Dichotomie, die in sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsstudien häufig als »die große Kluft« (*the great divide*) bezeichnet wird.⁷ Zudem konzentrierte sich diese Forschung vornehmlich auf praktische oder utilitaristische, zweckorientierte Dimensionen von Wissen und vernachlässigte dabei andere Aspekte wie Weltanschauungen, religiöse Praktiken und Spiritualität. Indem indigenes Wis-

sen primär als Sammlung volkstümlicher Taxonomien gefasst wurde, wurde es vereinheitlicht, vereinfacht und aus seinem breiteren kulturellen Kontext herausgelöst.

Allmählich initiierten indigene Völker Prozesse zur aktiven Rückgewinnung ihres Wissens, weniger im akademischen Kontext als vielmehr im Rahmen ihres politischen Engagements in internationalen Umwelt- und Entwicklungsagenden.⁸ Der Erdgipfel von 1992 in Rio de Janeiro gilt dabei als Wendepunkt in der formellen Anerkennung epistemischer Vielfalt innerhalb internationaler Umweltregime, etwa im Bereich der Biodiversität, der Bekämpfung der Wüstenbildung und des Waldschutzes. Das im Zuge der Konferenz verabschiedete Übereinkommen über die biologische Vielfalt (CBD) war der erste internationale Vertrag, der indigene Völker und lokale Gemeinschaften ausdrücklich als Wissen tragende Einheiten innerhalb eines rechtbasierten Rahmens anerkannte.

Was zuvor weitgehend ein von der Ethnologie dominierter Diskurs gewesen war, entwickelte sich zu einer Debatte, an der indigene Völker selbst aktiv beteiligt waren. Dieser Wandel lässt sich als Ausdruck dessen verstehen, was der Wissenschaftsphilosoph Ian Hacking als »*resistance by the known to the knowers*« beschreibt.⁹

Die Anerkennung epistemischer Vielfalt in der globalen Klimapolitik

Im Vergleich zu Biodiversität und anderen Umweltbereichen wurde indigenes und lokales Wissen im Kontext des Klimawandels erst vergleichsweise spät anerkannt. Erst ab den 2000er

Jahren fand epistemische Vielfalt sowohl in den Sachstandsberichten des IPCC als auch in Beschlüssen der UNFCCC schrittweise Berücksichtigung. Die IPCC-Berichte, die den Wissensstand zum Klimawandel bewerten, nahmen erstmals im dritten Sachstandsbericht von 2001 Bezug auf lokales und indigenes Wissen. Seither hat die Zahl solcher Verweise kontinuierlich zugenommen, insbesondere in den Beiträgen der Arbeitsgruppe II, die sich mit klimabezogenen Auswirkungen, Anpassung und Vulnerabilität befassen.¹⁰

Indigenes Wissen wird vor allem für lokale Klimaanpassungen geschätzt, etwa durch traditionelle Wasserbewirtschaftung, vielfältige Anbaupraktiken und Landschaftsmanagement wie kontrollierte Brände, die ökologische Resilienz stärken. Zudem liefern indigene Beobachtungen zu Jahreszeiten, Tierwanderungen und Vegetation wertvolle ergänzende Klimadaten. Dies sind jedoch nur einige Beispiele aus einem weitaus breiteren Spektrum an klimabezogenen Wissenspraktiken.

Auch die UNFCCC hat nach und nach lokales und indigenes Wissen anerkannt, insbesondere im Bereich der Anpassungspolitik,¹¹ und ist somit zu einem wichtigen Forum für die langfristige Einbindung indigener Völker in globale Klimaverhandlungen geworden. Erst in den letzten Jahren wurden indigene Völker dabei nicht nur als Stakeholder, sondern auch explizit als Quelle von Wissen anerkannt. Ein Höhepunkt dieses Prozesses war das Pariser Klimaabkommen, in dem die politische Relevanz lokalen und indigenen Wissens offiziell bestätigt wurde.

Im Anschluss wurde die Local Communities and Indigenous Peoples Platform (LCIPP) eingerichtet: eine institutionelle Innovation, die eine gleichberechtigte Vertretung indi-

gener Völker und Staaten vorsieht. Der Aufgabenbereich der LCIPP ähnelt dem anderer Einrichtungen unter dem Dach der UNFCCC. Sie bietet fachliche Beratung und technische Unterstützung, ohne aber die umfassenderen politischen und kulturellen Dimensionen indigenen Wissens zu adressieren.

Quo vadis?

Der Wissensbegriff in der Klimapolitik ist vielfältiger geworden. Die Einbindung indigener Völker in die UNFCCC und den IPCC zeigt, dass Veränderungen auch innerhalb stark institutionalisierter Rahmen möglich sind, in denen Wissenschaft und Politik eng miteinander verzahnt sind. Indigene und lokale Wissenssysteme verfolgen jedoch andere Ansprüche und übernehmen eine andere Rolle als die formale Wissenschaft. Bestehende internationale Organisationen sind nur begrenzt in der Lage, die sich aus ihrem Wissen ergebenden Forderungen und Ansprüche indigener Völker und lokaler Gemeinschaften angemessen zu berücksichtigen.

Die IPCC-Sachstandsberichte stützen sich primär auf peer-reviewte Literatur; darüber hinausgehendes Wissen wird nur sekundär berücksichtigt. Indigenes Wissen fließt meist nur ein, wenn es in der wissenschaftlichen Literatur dokumentiert ist. Erste Ansätze, indigenes Wissen in den Prozess einzubeziehen, führen bisher nicht zu einer grundlegenden Veränderung der Wissenspolitik. Auch in der UNFCCC zeigt sich eine ähnliche Begrenzung. Die LCIPP bietet zwar fachliche Beratung und technische Unterstützung, adressiert aber kaum die politischen Dimensionen indigenen und lokalen

Wissens, etwa den Verlust dieses Wissens durch die nicht-nachhaltige Ausbeutung natürlicher Ressourcen.

Die zentrale Herausforderung bleibt, globale Institutionen so zu gestalten, dass sie über die Grenzen bestehender internationaler Organisationen hinaus wirksam und relevant sind. Dabei geht es nicht nur um indigenes und lokales Wissen, sondern allgemein um die Rolle von Wissen in der heutigen sozial-ökologischen Krise. Vielfalt ist dabei nicht nur wünschenswert, sondern unverzichtbar.

Literatur

- Agrawal, A. Dismantling the Divide Between Indigenous and Scientific Knowledge. *Development and Change* 26, no. 3 (1995): 413–439. doi.org/10.1111/j.1467-7660.1995.tb00560.x.
- Berkes, F. (2008). *Sacred Ecology*. 2nd edition. London.
- Conklin, H. C. (1972). *Folk Classification: A Topically Arranged Bibliography of Contemporary and Background References through 1971*. With Internet Archive. Yale University. archive.org/details/folkclassificati0000conk.
- Ford, J. D., Maillet, M., Pouliot, V. et al. Adaptation and Indigenous Peoples in the United Nations Framework Convention on Climate Change. *Climatic Change* 139, no. 3 (2016): 429–443. doi.org/10.1007/s10584-016-1820-0.
- Hacking, I. (2007). Kinds of People: Moving Targets. *Proceedings of the British Academy*, vol. 151, 285–318.
- Latour, B. (1988). *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society*. Reprint. Cambridge Mass.
- López Rivera, A. (2002). *Re-Encountering Climate Change: Indigenous Peoples and the Quest for Epistemic Diversity in Global Climate Change Governance*. University of Duisburg-Essen Duisburg. doi.org/10.17185/dupublico/75877.
- López-Rivera, A. (2020). *Blurring Global Epistemic Boundaries: The Emergence of Traditional Knowledge in Environmental Governance*. Global Cooperation Research Papers.

- López-Rivera, A. Diversifying Boundary Organizations: The Making of a Global Platform for Indigenous (and Local) Knowledge in the UNFCCC. *Global Environmental Politics* 23, no. 4 (2023): 52–72. doi.org/10.1162/glep_a_00706.
- Martello, M. L. A Paradox of Virtue?: ›Other‹ Knowledges and Environment-Development Politics. *Global Environmental Politics* 1, no. 3 (2001): 114–141. doi.org/10.1162/152638001316881430.
- Nakashima, D., Krupnik, I., Rubis, J. T. (Hg.) (2018). Indigenous Knowledge for Climate Change Assessment and Adaptation. Cambridge University Press. Cambridge Core. doi.org/10.1017/9781316481066.

Anmerkungen

- 1 Übereinkommen von Paris, Art. 7 Abs. 5, eigene Übersetzung.
- 2 López-Rivera, ›Diversifying Boundary Organizations‹.
- 3 Local and Indigenous Knowledge Systems (LINKS) | UNESCO. (2025, September 30). www.unesco.org/en/links. (abgerufen am 11.03.2026).
- 4 Ijatuyi, E. J., Lamm, A., Yessoufou, K., Suinyuy, T., Patrick, H. O. (2025). Integration of indigenous knowledge with scientific knowledge: A systematic review. *Environmental Science & Policy*, 170, 104119. doi.org/10.1016/j.envsci.2025.104119.
- 5 Berkes, Sacred Ecology, 49–50.
- 6 Vgl. etwa Conklin, Folk Classification.
- 7 Latour, Science in Action; Agrawal, Dismantling the Divide Between Indigenous and Scientific Knowledge.
- 8 Martello, A Paradox of Virtue?; López-Rivera, Blurring Global Epistemic Boundaries: The Emergence of Traditional Knowledge in Environmental Governance.
- 9 Hacking, Kinds of People: Moving Targets, 306.
- 10 Nakashima et al., Indigenous Knowledge for Climate Change Assessment and Adaptation; López Rivera, Re-Encountering Climate Change.
- 11 Ford et al., Adaptation and Indigenous Peoples in the United Nations Framework Convention on Climate Change.



Polykrisen und die Zukünfte der Gegenwart

Von Alica Repenning, 5. Oktober 2025

Polykrisen und die Zukünfte der Gegenwart

Von Alica Repenning, 5. Oktober 2025

Wie entstehen Zukunftsbilder jenseits von Apokalypse und Technikglauben? Angesichts multipler Krisen bieten plurale Ökonomien ambitionierte Pfade: Sie rücken die Vielfalt existierender wirtschaftlicher Praktiken für eine echte Transformation in den Fokus.

Mögliche Zukünfte jenseits von Resignationen und Luftschlössern

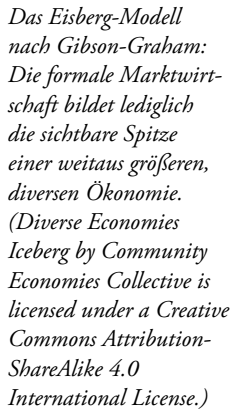
Die Herausforderungen des Klimawandels, die sich beispielsweise anhand von Biodiversitätsverlust und Wasserknappheit äußern, verdeutlichen die Dringlichkeit gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels, den man als Transformation bezeichnet. Doch wie kann Transformation gelingen? Welche Möglichkeiten bestehen, die Wirtschaft neu zu denken und zu praktizieren? Und wie können alternative Zukunftsentwürfe jenseits von Endzeitstimmung oder illusorischen Imaginären gedacht werden? Um weder Luftschlösser zu entwerfen noch angesichts der tiefgreifenden Dimensionen der Krisen in Resignation zu verfallen, bietet der Ansatz der pluralen Ökonomien einen alternativen Zugang (im Original: »diverse economies«).

Der Ansatz wird bereits an anderer Stelle in diesem Sammelband umfassend definiert (siehe den nachfolgenden Essay von Lukas Bäuerle). Ziel dieses Beitrags ist es, aufzuzei-

gen, wieso plurale Ökonomien in Zeiten der Polykrisen neue Relevanz gewinnen. Der Fokus liegt auf der Frage, inwiefern plurale Ökonomien in Verbindung mit vielfältigen Zukunftsentwürfen Perspektiven jenseits vermeintlicher systemischer Sackgassen eröffnen können.

Plurale Ökonomien

Die Perspektive der »diverse economies« wurde 1996 von den Wirtschaftsgeografinnen Gibson und Graham entworfen. Sie folgt einer feministischen Perspektive und trägt zu einem konstruktivistischen und pragmatistischen Verständnis der Wirtschaft bei. Diese Perspektive bietet einen theoretischen Rahmen, der alternative Formen des Sehens, Entwerfens und Gestaltens der Wirtschaft einschließt – jenseits kritischer Theorie ebenso wie jenseits traditioneller wirtschaftswissenschaftlicher Perspektiven (Gibson-Graham, 2008). Folglich wird eine Wirtschaft der Pluralität betont. Dies bedeutet, die inhärente Vielfalt wirtschaftlicher Praktiken anzuerkennen, statt die Wirtschaft als monolithisches, rein profitorientiertes Konstrukt zu betrachten. So heben Gibson-Graham hervor, dass Sorgearbeit oder Schenken ebenfalls Teil der Wirtschaft sind – Praktiken, die häufig nicht gesehen oder entwertet werden. Sie betonen die Notwendigkeit, solche verborgenen Praktiken stärker in den Mittelpunkt zu rücken (Gibson-Graham, 2008; Healy, 2009). Forschung aus einer Diverse-Economies-Perspektive plädiert daher für einen Perspektivwechsel auf die Wirtschaft, indem sie Taktiken sichtbar macht, wie Wirtschaft anders gestaltet werden kann.



Diverse Ökonomien werden somit definiert als eine »vielfältige wirtschaftliche Landschaft von Möglichkeiten [...], die eine andere Wirtschaft performt und eine Vielfalt wirtschaftlicher Aktivitäten als Gegenstand der Untersuchung sichtbar macht« (Gibson-Graham, 2008, S. 616, eigene Übersetzung). Dieser Ansatz unterstreicht, dass unsere Wirtschaft nicht ausschließlich auf Gewinnmaximierung ausgerichtet ist, sondern bereits vielfältige alternative Formen des Wirtschaftens existieren. Entscheidend ist, diese Vielfalt wahrzunehmen, zu stärken und als Impulsgeber für die Imagination alternativer Zukünfte zu nutzen.

Future-making ist in diesem Zusammenhang sowohl ein Imaginieren als auch eine Praxis. Um dieses Zusammenspiel hervorzuheben, wird auf nowtopias (Ormerod, 2023) oder real-utopias (Gümüşay & Reinecke, 2022) verwiesen. Demnach existieren bereits bessere Zukünfte und werden in der Gegenwart vollzogen, indem Personen ihre Zukunftsvisionen in die Tat umsetzen (Gibson-Graham & Dombroski, 2020). Das Praktizieren und Imaginieren von Zukunft ist immer ein Gefüge aus vergangenen Ereignissen, die zum Aufbau des aktuellen Zustands beitragen, zum Eingreifen in diesen Zustand in der Gegenwart sowie zum Imaginieren alternativer zukünftiger Entwicklungen, die daraus resultieren.

Polykrisen und die zukunftsweisende Gegenwart

Die Forschung zu multidimensionalen Krisensituationen hat in den vergangenen Jahren an Dynamik gewonnen und wird häufig unter dem Begriff Polykrise gefasst. Ob eine Polykrise etwas historisch völlig Neues darstellt oder nicht, ist Gegenstand wissenschaftlicher Debatten. Angesichts der verbreiteten Verwendung des Begriffs zur Beschreibung mehrfacher und sich überlappender Krisen scheint er jedoch gut geeignet zu sein, die aktuellen, verflochtenen Dringlichkeiten und Problemlagen zu erfassen (Garretsen, Kitson, Yang, 2025). In Zeiten multipler Krisen zeigt sich der Klimawandel einerseits als alarmierende Vorankündigung eines möglichen Endes unserer globalen Systeme und ist zugleich ein alltäglicher Bestandteil des Lebens. Die immanente Bedrohung durch den Klimawandel konkurriert mit ebenso fordernden und teils alltäglichen Problemen.

Reine Kritik scheint in dem Zusammenhang zu kurz zu greifen, da in Bezug auf den Klimawandel längst klar ist, was wir ändern müssen. Dabei wird die Frage des Wie so kontrovers diskutiert, dass zukunftsweisende Praktiken und Imaginäre der Gegenwart in den Hintergrund der Diskussion rücken. Im Sinne der pluralen Ökonomien wird aus einer Perspektive der Kritik eine Perspektive der Möglichkeiten. Erste Schritte, Praktiken und vielfältige Perspektiven stehen hier abstrakten Klimazielen und einer reinen Kritik des Status quo gegenüber.

Abseits des Klimawandels sehen wir neue Machtverhältnisse in Bezug auf digitale Wachstumsmärkte, die mit den Verheißungen der Künstlichen Intelligenz zusammenhängen. Dabei untergraben dringliche Belange der digitalen Souveränität Dringlichkeiten in Bezug auf die Umsetzung von Nachhaltigkeitszielen. Hier gelangen Fragen der Nachhaltigkeit durch Belange der digitalen Souveränität in den Hintergrund. Es zeigt sich eindrucksvoll, wie aktuelle Zukunftsentwürfe von den Möglichkeiten globaler Technologieunternehmen dominiert werden. Im Sinne der pluralen Ökonomien sollten dominante technikzentrierte Utopien dahingehend analysiert werden, wer diese Utopien entwirft, wessen Stimmen und Ziele einbezogen werden und wessen zukunftsweisende Perspektiven und Praktiken ignoriert oder marginalisiert werden (vgl. Datta, 2015).

Vielfältige Zukunftsentwürfe für den Ostseeraum

Am Beispiel des Ostseeraums erkennen wir eine Region mit großen Potenzialen der nachhaltigen Transformation. Die Ostseeregion ist ein zentraler Schauplatz für grün-blaue In-

novationen, die wirtschaftliches Wachstum mit ökologischen Anliegen in Einklang bringen sollen (Klein et al., 2023). Die Region gilt zudem als Vorreiterregion in der Meeresbeobachtung und verfügt über jahrzehntelange Daten zu Meereslebewesen und Fischbeständen (Geomar, 2024). Dennoch werden die Umweltbedingungen der Region als mangelhaft eingeschätzt; Probleme wie Temperaturanstieg, Eutrophierung, Ozeanversauerung und Verschmutzung sind weit verbreitet (HELCOM, 2023). Trotz der privilegierten Anrainernationen mit hohem wirtschaftlichen Status erweisen sich nachhaltige Transformationen als schwierig (Dobrzycka-Krahl & Bogalecka, 2022). Gleichzeitig rückt die Region zunehmend bei Sicherheitsfragen in den Fokus. Hybride Kriegsführung auf dem Meer und in digitalen Räumen des Ostseeraumes sind hier beispielhaft zu nennen.

Es lohnt sich, in der Ostseeregion auf zukunftsweisende Praktiken und Technologien zu schauen, die bereits in der Gegenwart alternative Zukünfte verwirklichen und ein Beispiel für plurale Ökonomien darstellen. Fragen, die hier spannend werden, sind: Welche Möglichkeiten zur Plastikreduktion werden praktiziert? Welche Politiken bringen landwirtschaftliche und meeresökologische Fragen in Einklang? Wie werden sichere und souveräne digitale Räume gestaltet? Welche Nationen sind Vorreiter in erneuerbaren und unabhängigen Energien? Ein Blick auf die teils weniger sichtbaren, aber dennoch existenten Ideen und Praktiken verweist auf bestehende vielfältige Zukunftsentwürfe in einer Region und auf die Vielfalt eines Wirtschaftssystems, dessen Erneuerung dringend nottut. Es kann sich lohnen, die transformativen und dennoch eher unsichtbaren Praktiken der Gegenwart

in den Blick zu nehmen und die vielfältigen Potenziale für die pluralen Ökonomien einer Region zu erkennen.

Literatur

- Datta, A. (2015). New urban utopias of postcolonial India. *Dialogues in Human Geography*, 5 (1), 3–22. <https://doi.org/10.1177/2043820614565748>.
- Dobrzycka-Krahel, A., Bogalecka, M. (2022). The Baltic Sea under Anthropopressure – The Sea of Paradoxes. *Water*, 14 (22), 3772. <https://doi.org/10.3390/w14223772>.
- Garretsen, H., Kitson, M., Yang, C. (2025). Global forces and local impacts: Megatrends in regional development. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society*, 18 (1), 1–16. doi.org/10.1093/cjres/rsae047
- Geomar. (2024). Baltic Sea. <https://www.geomar.de/en/discover/baltic-sea> (abgerufen am 25.11.2025).
- Gibson-Graham, J. K. (2008). Diverse economies: Performative practices for other worlds. *Progress in Human Geography*, 32 (5), 613–632. <https://doi.org/10.1177/0309132508090821>.
- Gibson-Graham, J. K., Dombroski, K. (2020). Chapter 1 Introduction to The Handbook of Diverse Economies: Inventory as ethical intervention. <https://china.elgaronline.com/edcollchap/edco.ll/9781788119955/9781788119955.00008.xml> (abgerufen am 25.11.2025).
- Gümüşay, A. A., Reinecke, J. (2022). Researching for Desirable Futures: From Real Utopias to Imagining Alternatives. *Journal of Management Studies*, 59 (1), 236–242. <https://doi.org/10.1111/joms.12709>.
- HELCOM. (2023). State of the Baltic Sea (Baltic Sea Environment Proceedings No. 194, Third HELCOM Holistic Assessment 2016–2021). <https://helcom.fi/wp-content/uploads/2023/10/State-of-the-Baltic-Sea-2023-in-brief-final-2.pdf> (abgerufen am 25.11.2025).
- Healy, S. (2009). Economies, Alternative. In: *International Encyclopedia of Human Geography* (pp. 338–344). Elsevier. <https://doi.org/10.1016/B978-008044910-4.00132-2>.
- Klein, O., Lisdat, C., Tamásy, C. (2023). Blue economy agenda for the Baltic Sea region. In: *Blue economy people and regions in transitions* (pp. 141–157). London.

Die Vielfalt des Wirtschaftens

Lukas Bäuerle, 30. August 2025

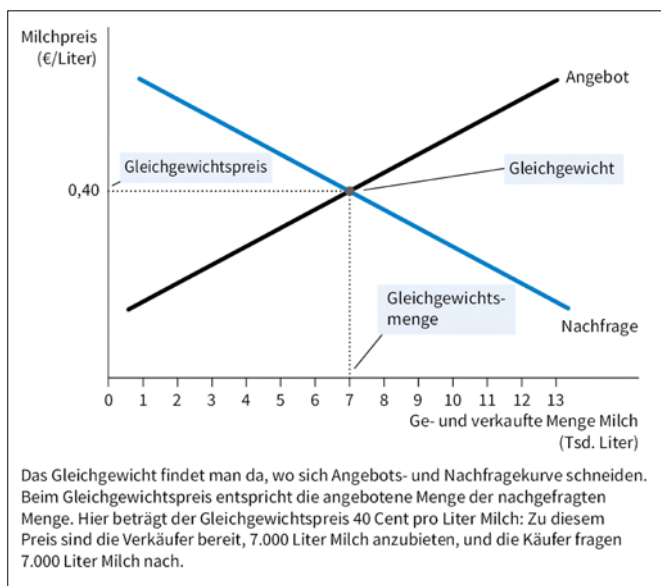
Die Vielfalt des Wirtschaftens

Lukas Bäuerle, 30. August 2025

Märkte, Preise, Börsen-Charts: Unsere Vorstellung von Wirtschaft ist limitiert. Theorie und Praxis bieten viele Möglichkeiten, der Ökonomie neuen Sinn zu geben. Das ist relevant, weil ein »Weiter so« unsere Lebensgrundlagen untergräbt.

Die Einfalt ökonomischen Denkens

Blickt man in die Lehrbuchliteratur der Wirtschaftswissenschaften, so gewinnt man schnell den Eindruck, dass Wirtschaft nicht nur geordnet und regelbasiert abläuft, sondern auf wenigen und scheinbar alternativlosen Grundannahmen aufbaut. So beschreibt der Harvard-Ökonom Gregory Mankiw, einer der einflussreichsten Lehrbuchautoren, seine Wissenschaft als eine, die »ein breites Spektrum von Themen abdeckt und viele Ansätze umfasst, aber im Wesentlichen durch einige zentrale Ideen zusammengehalten wird«.¹ Diese Ideen, die Mankiw in seinen berühmten »10 Prinzipien der Volkswirtschaftslehre« präsentiert, bauen hauptsächlich auf der »heiligen Dreifaltigkeit«² aus Rationalität, Egoismus und einem Denken in Gleichgewichten auf. Menschen handeln demnach stets rational, verfolgen vor allem ihre eigenen Interessen, und das marktwirtschaftliche System strebt immer einen stabilen Zustand an. Im Ergebnis erscheint Wirtschaft als eine extrem abstrakte Instanz, die prinzipiell in Form von Märkten gedacht wird und grundsätzlich kontrolliert und auch antizipiert werden kann.



*Schaubild eines einfachen mikroökonomischen Marktmodells aus der neuesten deutschsprachigen Auflage des Lehrbuches von Mankiw & Taylor (2024)/Schäffer-Poeschel Verlag
(Mit freundlicher Genehmigung des Schäffer-Poeschel Verlag/N. Gregory Mankiw, Mark P. Taylor »Grundzüge der Volkswirtschaftslehre«, Kapitel 3.4 Angebot und Nachfrage zusammen, Abb. 3–7: Das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage, ISBN 978-3-7910-6263-1))*

Tatsächlich geht die ökonomische Forschung mittlerweile weit über diesen Standard hinaus. Dafür stehen nicht nur komplexere Modelle, sondern auch die sogenannte empirische Wende oder die Integration der Verhaltensökonomik. Im Ergebnis beklagen mittlerweile selbst Vertreter:innen des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams, dass ökonomische Hochschulbildung reformbedürftig ist. Passiert ist in der deut-

schen Hochschullandschaft bislang allerdings wenig – und wenn, dann typischerweise an Hochschulstandorten, die dem wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream kritisch gegenüberstehen. Dabei belegen Schätzungen zufolge mindestens 20 Prozent *aller* immatrikulierten Studierenden in Deutschland volkswirtschaftliche Grundlagenkurse: angehende Betriebswirte, Wirtschaftspsychologinnen oder auch Ingenieure. Damit prägen die oben genannten Glaubenssätze weit über die Volkswirtschaftslehre hinweg die Wirtschaftsvorstellungen eines signifikanten Teils der Menschen, die ein Hochschulstudium durchlaufen haben.

Einfalt wirkt! – Ökonomisierung und Vulnerabilität

Die Einfalt ökonomischen Denkens ist keineswegs ein Problem im Elfenbeinturm. Im Gegenteil, es beeinflusst Entscheidungen, Diskurse und Auseinandersetzungen in Gesellschaft, Politik und eben auch die Ökonomie selbst. Ökonomen und Ökonominen beraten Politik und Unternehmen in Gremien, Kommissionen oder anderweitigen Funktionen. Der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (umgangssprachlich: die Wirtschaftsweisen) ist beispielsweise ein direktes Beratungsgremium der Bundesregierung. Ihr Jahresgutachten wird der Bundesregierung medienwirksam präsentiert. Die Wirtschaftswissenschaften besitzen einen beträchtlichen Einfluss auf so unterschiedliche Prozesse wie Zentralbankpolitik, öffentliche Diskussionen zur Erbschaftssteuer bis hin zur Bildungs- und

Sozialgesetzgebung (Maeße et al. 2022). Die Wissenschaftsforschung spricht von der *Performativität* ökonomischen Denkens (von lat. *performare*: einprägen), die Kulturosoziologie von einer *Ökonomisierung* vormals nichtökonomischer Lebensbereiche.

Deswegen ist es kein rein akademisches Unterfangen, sich mit den Vorstellungen und Theorien der Ökonomik zu befassen. Es ist vielleicht gerade deswegen so spannend, weil wir in einer Welt leben, die in vielen Bereichen von wirtschaftswissenschaftlichem Denken geprägt ist. Oder wie John M. Keynes es formulierte: »Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen.«

Aus der Perspektive gesellschaftlicher Resilienz scheint die Orientierung ökonomischen Denkens und ökonomischer Praxis an einer engen Auswahl epistemischer (Neoklassik), normativer (Effizienz), teleologischer (Wachstum) und institutioneller (Märkte) Möglichkeiten problematisch. Spätestens wenn etablierte Systeme versagen – Lieferketten, Fachkräftemangel, Care-Krise – offenbart sich das Fehlen von Ideen und Ansätzen für zukunftsfähige Ökonomien. Ein markantes Beispiel ist die Krankenhausreform der letzten Legislaturperiode. Einst Befürworter der Ökonomisierung des Gesundheitswesens, verwies Karl Lauterbach als Gesundheitsminister auf die Gefahren dieser einseitigen Ausrichtung auf ökonomische Kennziffern und Logiken: »Wir wollen keine Investoren-Medizin. Medizin ist eine Fürsorge auf Grundlage der Wissenschaft. Keine Ware des Kapitalismus. Wir haben in allen Bereichen zu viel Ökonomie und zu wenig Medizin, ob in den Krankenhäusern, durch die Fallpauschalen, bei den Medika-

menten.«³ Die Frage ist aber dann: Wie lässt sich eine Ökonomie von Krankenhäusern organisieren, die medizinischen Zwecken dient statt sie zu ersetzen?

Die Vielfalt ökonomischen Denkens: Plurale Ökonomik

Den auch durch ökonomische Einfalt beförderten gesellschaftlichen Vulnerabilitäten steht eine markante Vielfalt von Wirtschaftstheorien gegenüber, die im 20. Jahrhundert als »Heterodoxe Ökonomik« kultiviert wurde und seit ca. 15 Jahren unter dem Stichwort »Plurale Ökonomik« firmiert. Diese kritisiert nicht nur die Ausrichtung standardökonomischer Bildung, sondern auch jene der »orthodoxen« Forschungslandschaft. Denn deren vermeintliche Pluralisierung verbleibe, so die Kritik, immer noch in einem relativ engen Korsett paradigmatischer Grundfesten. Zu pluralen Wirtschaftstheorien gehören etwa die Institutionenökonomik, die von der sozialen Einbettung wirtschaftlicher Prozesse ausgeht, Postkeynesianische Ökonomik, welche Wirtschaft als immanent krisenanfälliges und instabiles System untersucht, oder aber die Ökologische Ökonomik, die wirtschaftliche Prozesse konsequent von ihrer fundamentalen Abhängigkeit und Wechselwirkungen mit natürlichen Systemen analysiert. Im deutschsprachigen Raum tritt das Netzwerk Plurale Ökonomik dafür ein, dass diese und weitere Ansätze noch stärkere Berücksichtigung in ökonomischer Bildung und Forschung erhalten. Zu diesem Zweck ist unter anderem auch die Plattform *Exploring Economics* entstanden, über die Interessierte

sich mit der Vielfalt ökonomischen Denkens auseinandersetzen können.⁴

In der Pluralen Ökonomik ist neben einer Auseinandersetzung mit verschiedenen wirtschaftswissenschaftlichen Paradigmen und Methoden auch der interdisziplinäre Dialog von großer Bedeutung. Deswegen findet ein reger Austausch etwa mit der Wirtschaftssoziologie, Wirtschaftspsychologie oder auch den Naturwissenschaften statt. Entscheidend sind der geteilte Forschungsgegenstand und sein Verständnis – und erst dann die jeweilige paradigmatische »Neigung« oder Sozialisierung. Dafür steht auch ein dritter Grundsatz in der Pluralen Ökonomik, namentlich die permanente Selbstreflexion eigener Grundsätze und Annahmen, aber auch der Wirkungen der eigenen akademischen Arbeit. Haben wir das zu untersuchende Phänomen möglicherweise aus den Augen verloren? Können wir diese Forschungsmethode überhaupt verantworten? Passen die Annahmen tatsächlich zu der Welt »da draußen«? Vor dem Hintergrund eines problematischen Verhältnisses standardökonomischer Bildung und Forschung zur Realität, zur Gesellschaft und Natur gehören diese und andere Fragen zum Kanon der Pluralen Ökonomik.

Die Vielfalt ökonomischer Praxis: Plurale Ökonomien

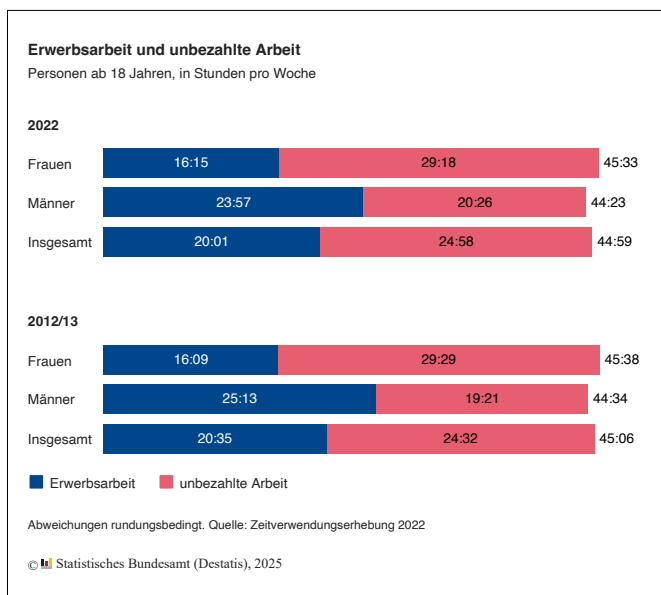
Diese Vielfalt bietet – gerade in ihrer Gesamtschau – nicht nur neue und gegenstandsadäquate Möglichkeiten, über Wirtschaft nachzudenken. Sie ermöglicht auch, Wirtschaft in Anbetracht ihres vehementen Transformationsdrucks neu

zu gestalten. Dieses Potenzial wird zunehmend von Akteuren außerhalb der wissenschaftlichen Institutionen erkannt und gehoben. So versuchen etwa Thinktanks, Beratungsinstitutionen oder Graswurzelbewegungen, plurales ökonomisches Wissen in die Praxis zu übersetzen. In Deutschland stehen dafür etwa das ZOE Institut, das Dezernat Zukunft oder NELA – Next Economy Lab. In diesem Zusammenhang ist mittlerweile ein breites Netzwerk zwischen Wissenschaft, Politik, Unternehmen und Zivilgesellschaft entstanden, der sogenannte *New Economy Space*.

Aber schon vor diesen neuen Schnittstellen zwischen Gesellschaft und Pluraler Ökonomik war eine große Vielfalt ökonomischer Praktiken erkennbar. Ansätze wie etwa die Kreislaufökonomie, Gemeinwohlökonomie oder die Purpose Economy verändern teils auf grundlegende Weise ökonomische Praktiken von der Mikro- über die Meso- bis zur Makroebene. Nicht selten stammen solche Konzepte aus der Praxis selbst, fernab von akademischen Paradigmen, Pfadabhängigkeiten oder Grabenkämpfen. Typischerweise erfolgen solche Innovationen problembezogen. Wo etablierte Ansätze versagen oder eine auf Preissignale und Steigerung ausgerichtete Ökonomie überhaupt erst die Probleme schafft, die es sodann zu beheben gilt, entstehen im Kleinen wie im Großen neue Ansätze mit teils erheblichem Innovationspotenzial.

Plurale Ökonomien⁵ begegnen uns aber nicht nur in Form alternativer Wirtschaftspolitik oder konsolidierter Konzepte. Tatsächlich leben und tragen wir alle tagtäglich zu pluralen Wirtschaftsformen bei, oftmals ohne es zu merken: etwa, wenn wir unsere Kinder entgeltlos ernähren, für Krisengebiete spenden oder uns in Vereinen engagieren. Das markanteste Bei-

spiel liegt sicherlich in dem, was in der Feministischen Ökonomie »unbezahlte Care-Arbeit« genannt wird: einkaufen, putzen, Kindererziehung, Pflege Angehöriger etc. In Deutschland übersteigen die aufgebrauchten Arbeitsstunden für diese Tätigkeiten jene von Erwerbsarbeit – insbesondere bei Frauen. Gemessen in Arbeitsstunden ist die unbezahlte Ökonomie insofern bedeutender als die geldbasierte Ökonomie.



Das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeitszeit in Deutschland (www.destatis.de/DE/Themen/Wirtschaft/Volkswirtschaftliche-Gesamtrechnungen-Inlandsprodukt/_inhalt.html) (abgerufen 22.06.2026)

Doch genau deswegen, weil die Tätigkeiten der unbezahlten Care-Ökonomie kein Preisschild tragen, werden sie nicht als wesentlicher Teil der Ökonomie betrachtet, tauchen folglich nur in wenigen Statistiken auf – insbesondere nicht in jenen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR).⁶ Orthodox interpretiert tragen all diese Tätigkeiten damit nicht zum Wohlstand bei. Die Vielfalt des Wirtschaftens ist hier zwar gelebte Praxis, aber eine solche, die nicht mit entsprechender Anerkennung einhergeht. Wirtschaft neu zu denken hieße hier somit schlichtweg, das zu benennen, anzuerkennen und *als unabdingbaren Teil von Wirtschaft* zu fördern, was wir kollektiv bereits leisten.

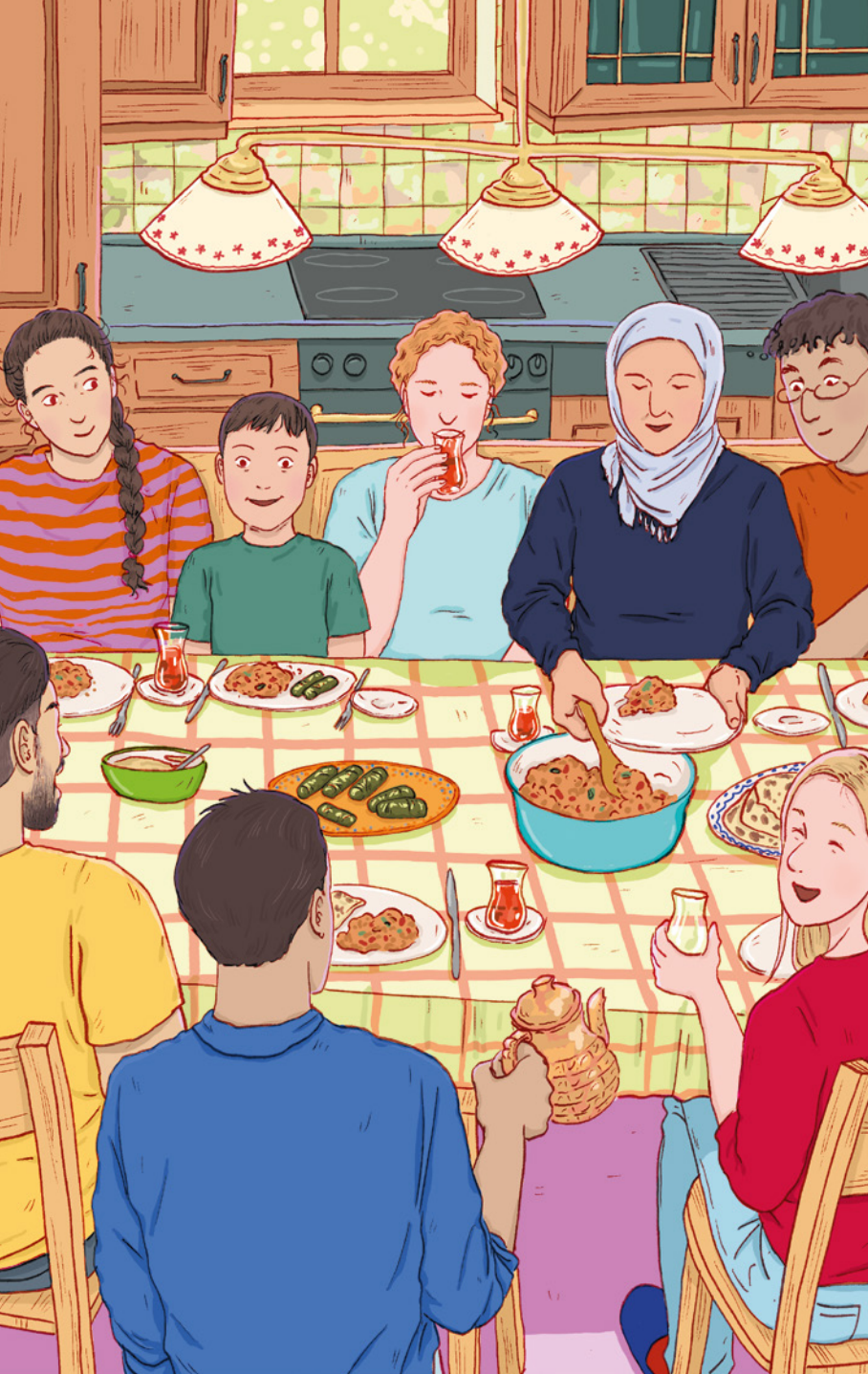
Fazit

Das Problem gängiger ökonomischer Glaubensvorstellungen besteht darin, dass sie weder den Stand der Forschung wiedergeben noch in die Welt passen, in der wir leben.⁷ Eine Vielfalt ökonomischen Denkens und ökonomischer Praxis ist vor diesem Hintergrund weder *nice-to-have* noch reiner Selbstzweck. Vielmehr ist sie die notwendige Bedingung dafür, dass situationsadäquat gedacht und gehandelt werden kann. Marktbaasierte Lösungen mögen in einem Fall helfen, in einem anderen wären aber Allmende-Lösungen vorzuziehen. Die anvisierten Verminderungen der Treibhausgasemissionen wiederum verlangen eine kluge Integration regulatorischer, investiver und konsumtiver Instrumente quer zu Sektoren und Akteuren. In einer Welt, in der sich althergebrachte Rezepte in rasantem Tempo überholen, in der sich verschiedene gesellschaftliche

Herausforderungen überlagern und zukünftige Entwicklungen unberechenbarer werden, scheint eine solche pragmatische Pluralität unabdingbar.

Anmerkungen

- 1 Mankiw, N. G. (2024) *Essentials of Economics*, Tenth edition (Cengage Learning), S. 2, eigene Übersetzung.
- 2 Colander, D. (2004) u. a., *The Changing Face of Mainstream Economics*, *Review of Political Economy* 16, Nr. 4: 485–499.
- 3 Bundesgesundheitsministerium (2022). Lauterbach: »Wir haben die Balance zwischen Medizin und Ökonomie verloren«, BMG, www.bundesgesundheitsministerium.de/presse/interviews/interview/krankenhausreform-diezeit-14-12-22 (abgerufen am 01.11.25).
- 4 www.exploring-economics.org/de/ (abgerufen am 01.11.25).
- 5 Gibson, K., Dombroski, K. (Hg.) (2020). *The Handbook of Diverse Economies*. Cheltenham.
- 6 www.destatis.de/DE/Themen/Wirtschaft/Volkswirtschaftliche-Gesamtrechnungen-Inlandsprodukt/_inhalt.html (abgerufen am 01.11.25).
- 7 OECD. *Beyond Growth: Towards a New Economic Approach. New Approaches to Economic Challenges*. OECD, 2020. doi. [org/10.1787/33a25ba3-en](https://doi.org/10.1787/33a25ba3-en) (abgerufen am 01.11.25).



Vielfalt und Meritokratie

Carolin Gluchowski, 1. Dezember 2025

Vielfalt und Meritokratie

Carolyn Gluchowski, 1. Dezember 2025

Moderne Demokratien berufen sich auf Meritokratie: Erfolg soll Ergebnis von Einsatz sein, nicht von Herkunft. Doch angesichts wachsender Vielfalt zeigt sich, wie stark soziale Strukturen beeinflussen, wer tatsächlich Zugang zu Chancen erhält.

»Lern fleißig, damit aus dir etwas wird.« Wer diesen Satz als Kind gehört hat, ist mit einem Versprechen aufgewachsen: Wenn du dich anstrengst, wirst du es »zu etwas« bringen. Arbeit, Fleiß und Ehrgeiz werden sich »auszahlen« und ein gutes Leben ermöglichen – unabhängig von der sozialen Herkunft. Dieses Versprechen trägt einen Namen: Meritokratie. Der Begriff, der seit den 1950er Jahren im modernen Sprachgebrauch verankert ist, leitet sich von *meritum* (lateinisch für »Verdienst«) und *kratos* (griechisch für »Macht«, »Herrschaft«) ab. Gemeint ist die Vorstellung einer Gesellschaft, in der wirtschaftliche Güter und politische Macht nicht aufgrund von Geschlecht, Klasse oder Stand, sondern aufgrund von individuellen Fähigkeiten, Talenten und Leistungen verteilt werden.

Meritokratie beruht auf dem Glauben an soziale Mobilität und an eine gerechte Welt, in der Ansehen, Position und Ressourcen nach nachvollziehbaren Regeln vergeben werden. Man bekommt im Leben das, was man verdient; wer viel leistet, soll viel bekommen – so die Maxime. In diesem Rahmen erscheinen gesellschaftliches Prestige, berufliche Stellung, politische Macht und nicht zuletzt die finanzielle Situation als

sichtbare Marker von Erfolg. Obwohl das mit der Meritokratie verbundene Versprechen selten mit all seinen Implikationen ausgesprochen wird, ist es zu einem Grundpfeiler moderner politischer Ordnungen geworden. Die Bundeszentrale für politische Bildung spricht in diesem Zusammenhang von der Meritokratie als Kernidee der »demokratischen Leistungsgesellschaft«. Der Publizist Adrian Wooldridge bezeichnet sie sogar als »Universalideologie« der Gegenwart.¹

Meritokratie als moralische Grammatik

Gleichzeitig bleibt erstaunlich unklar, was Meritokratie eigentlich ist. Der Ökonom Amartya Sen bemerkte, die Idee möge viele Vorzüge haben, »aber Klarheit gehört nicht dazu«.² Zentrale Elemente lassen sich nicht einfach voraussetzen. Was als »Leistung« gilt, was als angemessene »Belohnung« angesehen wird und wer die Macht hat, diese Maßstäbe festzulegen, unterscheidet sich je nach Gesellschaft, Kultur, Epoche und System. Wir alle leben in mehr oder weniger meritokratisch verfassten Gesellschaften – aber was genau das bedeutet, ist höchst umstritten.

Kategorien wie »Leistung«, »Verdienst« oder »Erfolg« sind älter als die Moderne. Doch das allein macht noch keine Meritokratie aus. Charakteristisch für die moderne Variante ist, dass sie nicht nur ein Verfahren zur Verteilung von Chancen und Ressourcen bietet, sondern eine moralische Grammatik. Diese lässt sich auch direkt in der politischen Rhetorik wiederfinden. So heißt es in einer programmatischen CDU-Mitteilung zur Arbeitsmarkt- und Steuerpolitik ausdrücklich:

»Wer mehr leistet, soll mehr haben. Leistung muss sich wieder lohnen.«³ Damit wird Leistung nicht nur als ökonomisch wichtig, sondern auch als moralisch verdient dargestellt.

Meritokratie im Fokus

In jüngerer Zeit rückt der Begriff der Meritokratie verstärkt in den Fokus der wissenschaftlichen Debatte. Der Philosoph Michael Sandel hebt in *The Tyranny of Merit* (2020) hervor, dass eine Kultur, die Erfolg konsequent als persönliches Verdienst deutet, zwangsläufig Hochmut bei den »Gewinnern« und Demütigung bei den »Verlierern« erzeugt. Wer oben steht, neigt dazu, die eigene Position als moralisch gerechtfertigt zu sehen; wer unten bleibt, soll sich nicht nur mit weniger Ressourcen zufriedengeben, sondern trägt zusätzlich die Last der beschämenden Erzählung, selbst nicht genug geleistet zu haben.

Der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty ordnet Meritokratie daher als Legitimationsregime ein: Sie erzählt ungleiche Resultate als Ausdruck individueller Verdienste und rückt strukturelle Bedingungen aus dem Blick. Nicht, weil es keine Aufsteigerinnen und Aufsteiger gäbe – die gibt es –, sondern weil ihre Geschichten leicht darüber hinwegtäuschen, wie stark Chancen durch Herkunft, Netzwerke und Institutionen vorgeprägt sind.

Der Jurist Daniel Markovits wiederum zeigt in *The Meritocracy Trap* (2019), dass die moderne Leistungsordnung nicht nur jene ausgrenzt, die den Zugang zu Elitebildung und Spitzenpositionen verpassen, sondern auch diejenigen überlastet, die »erfolgreich« sind: eine kleine Schicht von Hochqualifi-

zierten, die in hyperkompetitiven Karrieren buchstäblich ausbrennt. Meritokratie gerät so zur Falle für alle – die einen leiden unter Ausschluss, die anderen unter Überforderung.

Auf der anderen Seite erinnern Autoren wie Adrian Wooldridge in *The Aristocracy of Talent* (2021) daran, dass das meritokratische Ideal historisch eine emanzipatorische Sprengkraft besaß. Es brach ständische Privilegien und öffnete zumindest prinzipiell Zugänge zu Verwaltung, Wissenschaft und Politik. Die eigentliche Auseinandersetzung dreht sich daher heute weniger darum, ob Leistung zählen soll, sondern wie wir Leistung definieren, bewerten und sichtbar machen – und welche Rolle Vielfalt dabei spielt.

Bildung als Sortiermaschine der Leistungsgesellschaft

Besonders deutlich zeigt sich die Spannung zwischen meritokratischem Ideal und sozialer Wirklichkeit im Feld der Bildung. In modernen Gesellschaften fungiert das Bildungssystem als zentrale Sortiermaschine. Es vergibt Zertifikate, die zeigen sollen, wer wozu fähig ist. Der erreichte Bildungsabschluss – ob Ausbildung, Meisterbrief oder Hochschulstudium – ist zum maßgeblichen Kriterium dafür geworden, wer welche soziale Position »verdientermaßen« einnehmen soll. Dieses Versprechen setzt jedoch voraus, dass der Wettbewerb im Bildungssystem tatsächlich fair ist. Genau hier beginnt das Problem der Bildungsungleichheit.

Die Forschung zeigt seit Jahren: Kinder aus bildungsnahen, wohlhabenden Familien erreichen im Durchschnitt deutlich

bessere Schulleistungen und erhalten häufiger eine Gymnasialempfehlung als Kinder aus bildungsfernen Haushalten – selbst bei vergleichbaren Kompetenzen.⁴ Nach Analysen des Stifterverbands beginnen von 100 Kindern aus nichtakademischen Familien nur etwa 20 ein Studium; bei Kindern aus Akademikerhaushalten sind es mehr als drei Mal so viele. Bei Masterabschlüssen und Promotionen driften die Zahlen noch weiter auseinander.⁵ Es überrascht daher nicht, dass die meisten Spitzenpositionen in Wirtschaft und Wissenschaft aus einem relativ engen, privilegierten Milieu stammen; Schätzungen zufolge wachsen rund 80 Prozent der Vorstände der größten deutschen Unternehmen in eher wohlhabenden Familien auf.⁶ Ein Aufstieg in diese privilegierten Kreise ist nur bedingt möglich. Die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) kommt zu dem Ergebnis, dass es in Deutschland im Schnitt etwa sechs Generationen – rund 180 Jahre – dauert, bis ein Kind aus den untersten Einkommensschichten das mittlere Einkommensniveau erreicht.⁷ Das spricht nicht gerade für eine durchlässige Gesellschaft.

Vielen jungen Menschen ist dieser Befund durchaus bewusst. Befragungen unter Studierenden zeigen, dass eine große Mehrheit überzeugt ist, dass soziale Herkunft im deutschen Arbeitsleben eine Rolle spielt.⁸ Meritokratie aber lebt vom Versprechen der Chancengleichheit und sozialer Mobilität. Wenn dieses Versprechen für breite Teile der Bevölkerung offenkundig nicht eingelöst wird, verliert es seine integrative Kraft.

Vielfalt der Gesellschaft, Verengung der Wege

Gesellschaften des 21. Jahrhunderts sind in vieler Hinsicht vielfältig. Menschen unterscheiden sich nach Alter, Geschlecht, ethnischer Herkunft, Religion, sexueller Orientierung, körperlichen und geistigen Voraussetzungen, Lebensstilen und Milieus. Trotzdem lassen sich gerade bei Laufbahnen mit hoher gesellschaftlicher Anerkennung erstaunlich wenige Muster ausmachen. Der Publizist Simon van Teutem spricht in seinem Buch zugespitzt vom *Bermudadreieck der Talente* (2025): Investmentbanking, Unternehmensberatung, Großkanzlei. Ein beträchtlicher Teil der Absolventinnen und Absolventen prestigeträchtiger Studiengänge steuert genau diese Felder an – in den USA teils fast die Hälfte eines Jahrgangs, in Deutschland in abgeschwächter Form.

Die unausgesprochene Botschaft lautet: Hier landen die, die »es geschafft haben«. Die Attraktivität speist sich aus Gehalt, Status und dem Gefühl, alle Optionen offenzuhalten. Der Einstieg in eine »High-Prestige-Branche« wirkt wie ein Ausweis meritokratischen Sieges und vermittelt gleichzeitig die beruhigende Illusion, man könne später immer noch »etwas Sinnvolles« tun. Doch eine Gesellschaft, die ihre »besten Köpfe« vor allem in Tätigkeiten lenkt, deren gesellschaftlicher Mehrwert zumindest umstritten ist, produziert Fehlallokationen. Klimakrise, demografischer Wandel und Digitalisierung stellen enorme Herausforderungen dar, und es fehlen hervorragend qualifizierte Lehrkräfte, Pflegefachkräfte, Ingenieurinnen für die Energiewende, Verwaltungsjuristen, Datenethikerinnen und Kulturarbeitende.⁹

Vielfalt als Bedingung gelingender Meritokratie

In vielen Debatten wird Vielfalt auf Repräsentation reduziert: mehr Frauen in Führungspositionen, mehr Menschen mit Migrationsgeschichte in Parlamenten, mehr »First-Gen Students« an Universitäten. Das ist wichtig, greift aber zu kurz, wenn man die tieferliegende Frage ernst nimmt, was zählt und wie Anerkennung verteilt wird.

Eine Meritokratie, die ihrem eigenen Anspruch gerecht werden will, stellt mindestens drei Bedingungen an Vielfalt:

1. *Vielfalt der Startbedingungen ernst nehmen*

Es reicht nicht, formale Gleichheit vor dem Gesetz zu garantieren. Wer Chancen angleichen will, muss praktische Hindernisse abbauen: durch frühkindliche Förderung, qualitativ hochwertige Kitas, Ganztags-schulen, Entkopplung von Schulqualität und Wohn-adresse, gezielte Unterstützung für Kinder aus ein-kommensarmen Haushalten und für diejenigen mit Migrationsgeschichte.

2. *Vielfalt der Lebensentwürfe ermöglichen*

Eine reife Leistungsgesellschaft sollte anerkennen, dass nicht nur ein schmaler Pfad maximaler Prestigerendite als Erfolg gelten kann. Wenn die besten Abiturientin-nen und Abiturienten fast automatisch in dieselben Branchen strömen, ist das ein Verlust an Perspekti-ven – für die Einzelnen wie für die Gesellschaft. Eine alternde, ökologisch unter Druck stehende Demokra-tie ist auf Spitzenleistungen auch in der Pflege, in der

öffentlichen Verwaltung, in der Wissenschaftskommunikation oder in der kommunalen Politik angewiesen.

3. *Vielfalt der Anerkennungsformen ausbauen*

Wer Care-Arbeit leistet, Infrastruktur am Laufen hält oder demokratische Institutionen stärkt, sollte gesellschaftlich und materiell nicht drastisch schlechter dastehen als jene, die Finanzprodukte strukturieren oder Steuerlücken ausnutzen. Solange das Gegenteil der Fall ist, lernen Kinder unausgesprochen: Was wirklich zählt ist das, was sich hoch vergüten und spektakulär erzählen lässt.

Institutionen können hierzu beitragen, indem sie ihre Selektionskriterien überprüfen: Noten und Abschlüsse kontextualisieren, Bildungsaufstiege und untypische Lebenswege positiv werten, »First-Gen Professionals« und Menschen mit Migrationsgeschichte nicht als Risiko, sondern als Ressource begreifen. Studien zeigen, dass gerade diese Gruppen häufig hohe intrinsische Motivation und besondere Perspektiven mitbringen – ein Gewinn für Problemlösungsfähigkeit und Innovation.

Kulturell schließlich geht es darum, unser Repertoire an Erfolgsgeschichten zu erweitern. Medien, Politik und Wissenschaft können Biografien sichtbarer machen, in denen nicht nur Einkommen und Titel, sondern auch gesellschaftlicher Beitrag, Teamarbeit und Resilienz eine Rolle spielen. Rankings und »Top-Listen« sind keine harmlosen Spielereien; sie prägen, was wir als erstrebenswert empfinden, und wirken auf jene zurück, die sich an ihnen orientieren.

Anmerkungen

- 1 Wooldridge, A. (2021). The Aristocracy of Talent. How Meritocracy Made the Modern World. New York, 1 (Introduction).
- 2 Sen, A. (2000). Merit and Justice. In: Arrow, K. J., Bowles, S., Durlauf, S. N. (Hg.). Meritocracy and Economic Inequality. Princeton, NJ, 5–16, hier 5.
- 3 Christlich Demokratische Union Deutschlands (CDU) (o. J.): Leistung muss sich wieder lohnen. Online verfügbar unter: www.cdu.de/aktuelles/leistung/leistung-muss-sich-wieder-lohnen/ (abgerufen am 18.11.2025).
- 4 Hußmann, A., Wendt, H., Bos, W. u. a. (Hg.) (2017). IGLU 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. Münster / New York. Online verfügbar unter: www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2017/IGLU_2016_Berichtsband.pdf (abgerufen am 18.11.2025).
- 5 Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft; McKinsey & Company (2020). Chancen für Nichtakademikerkinder. Von der Grundschule bis zur Promotion – soziale (Selbst-)Selektion benachteiligt Nichtakademikerkinder. In: Hochschulbildungsreport 2020. Online verfügbar unter: www.hochschulbildungsreport2020.de/chancen-fuer-nichtakademikerkinder (abgerufen am 18.11.2025).
- 6 Nepomnyashcha, N. (2022). Soziale Herkunft kann genauso benachteiligen wie ein Migrationshintergrund. Gastkommentar. In: Handelsblatt, 22.09.2022. Online verfügbar unter: www.handelsblatt.com/meinung/gastbeitraege/gastkommentar-soziale-herkunft-kann-genauso-benachteiligen-wie-ein-migrationshintergrund-/28675144.html (abgerufen am 18.11.2025).
- 7 Siems, D. (2018). Einkommen: Aufstieg in die Mittelschicht dauert 180 Jahre. In: WELT Online, 15.06.2018. Online verfügbar unter: www.welt.de/wirtschaft/article177647914/Einkommen-Aufstieg-in-die-Mittelschicht-dauert-180-Jahre.html (abgerufen am 18.11.2025).
- 8 Nepomnyashcha 2022.
- 9 Hußmann; Wendt; Wilfried 2017.

Von der Vielfalt zur Einigung – Auf der Suche nach der gerechten Wahl

Colin von Negenborn, 25. März 2025

Von der Vielfalt zur Einigung – Auf der Suche nach der gerechten Wahl

Colin von Negenborn, 25. März 2025

Wahlen erlauben uns, die Vielfalt an Meinungen in einer Gesellschaft zu berücksichtigen und dennoch Entscheidungen zu treffen. Wie die Sozialwahltheorie zeigt, können schon minimale Anpassungen der Wahlregeln das Ergebnis grundlegend verändern.

Welche politischen Entscheidungen sollten in einer Gesellschaft getroffen werden, wenn die Meinungen ihrer Mitglieder auseinandergehen? Wie gelangen wir von der Vielfalt individueller Ansichten zu einem gesamtgesellschaftlichen Entschluss? Sind bestimmte Entscheidungs- oder Abstimmungsverfahren besser als andere? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die *Sozialwahltheorie*. Sie untersucht, welche Kriterien ein *Wahlverfahren* erfüllen sollte, um als gerecht oder *sozial* gelten zu können – und inwiefern diese Kriterien möglicherweise im Widerspruch zueinander stehen.

Ein intuitiv faires und zugleich weit verbreitetes Wahlverfahren – die einfache Mehrheitswahl – zeigt bereits, dass der Teufel wie so oft im Detail steckt. Betrachten wir das einfache Beispiel einer Gesellschaft aus nur drei Mitgliedern: Anna, Bernd und Charlie. Die drei überlegen, auf welche Weise sie ihr gemeinsames Haus heizen sollten, wobei ihnen drei Optionen zur Verfügung stehen: Der alte Kachelofen verspricht Nostalgie, aber auch CO₂-Emissionen; die Wärmepumpe ist ökologisch nachhaltiger, aber für die drei in der Anschaf-

fung teurer; die Erdgasheizung liegt irgendwo dazwischen. Anna, Bernd und Charlie haben unterschiedliche Vorlieben. Ihre erste, zweite und dritte Wahl ist in der folgenden Tabelle dargestellt:

Name \ Wahl	1. Wahl	2. Wahl	3. Wahl
Anna	Kachelofen	Wärmepumpe	Erdgas
Bernd	Wärmepumpe	Erdgas	Kachelofen
Charlie	Erdgas	Kachelofen	Wärmepumpe

Wenn die Hausgemeinschaft der drei eine Entscheidung über ihre Heizung nun per Mehrheitswahl treffen möchte, stellt sie fest: Es gibt keine Mehrheit. Weder gibt es eine Option, die die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigt – denn jede Option wird von genau *einer* Partei favorisiert –, noch kann sich eine der Optionen durchsetzen, wenn sie in zwei separaten Stichwahlen gegen je eine der beiden Alternativen antritt. Jede Alternative wird dann eine dieser Stichwahlen gewinnen und die andere verlieren, sich also nicht gegen *beide* Alternativen durchsetzen: Der Kachelofen gewinnt mit 2:1 gegen die Wärmepumpe, die Wärmepumpe mit 2:1 gegen das Erdgas, aber das Erdgas wiederum mit 2:1 gegen den Kachelofen – ein Zirkelschluss! Für keine Option scheint es eine klare Mehrheit zu geben.

Schon kleine Verfahrensänderungen haben große Auswirkungen

Wie also kann die Hausgemeinschaft in dieser Situation zu einer Entscheidung kommen? Vielleicht lässt sie die Abstimmung vom Nachbarn moderieren. Der schlägt vor, nicht gleich alle drei Optionen auf einmal zur Wahl zu stellen, um das obige Patt zu vermeiden. Stattdessen sollte die Hausgemeinschaft zunächst nur über zwei Heizquellen abstimmen, die unterlegene Option ausschließen und die präferierte Alternative gegen die dritte Option zur Wahl stellen. Aus einer einzelnen Abstimmung über drei Alternativen werden so zwei Abstimmungen über jeweils zwei Alternativen.

Der hilfsbereite Nachbar schlägt vor, gleich Nägel mit Köpfen zu machen und zunächst nur über Wärmepumpe und Erdgas abzustimmen. Schließlich scheint es doch ganz gleich, in welcher Reihenfolge abgestimmt wird, solange nur jede Option auf den Tisch gelegt wird. In diesem ersten Schritt also gewinnt die Wärmepumpe (2 : 1) und das Erdgas scheidet aus. Im zweiten Abstimmungsschritt wird über die verbleibenden beiden Optionen – Wärmepumpe und Kachelofen – abgestimmt. Es gewinnt der Kachelofen (1 : 2), die Entscheidung scheint eindeutig.

Wenn diese Entscheidung nun einen bitteren Geschmack für Bernd und Charlie hat, sind die beiden dann bloß schlechte Verlierer, oder haben sie guten Grund zur Klage? Auf der einen Seite wurde zwar frei und fair abgestimmt. Auf der anderen Seite wurde aber eine Wahl getroffen, welche die Mehrheit der Gruppe nicht favorisiert. Was die Gruppe nicht weiß: Der Nachbar ist nicht nur bewandert in Sozialwahl-

theorie, er ist auch der örtliche Brennholzlieferant. Und ihm ist wohl bewusst, dass die von ihm vorgeschlagene Abstimmungsreihenfolge eben *nicht* willkürlich war. Zwar wurde über jede der drei Heizquellen abgestimmt, doch wäre dies in einer anderen Reihenfolge geschehen, dann hätte die Hausgemeinschaft ein anderes Ergebnis erzielt. So hätten sie beispielsweise den Kachelofen auch erst gegen die Wärmepumpe zur Wahl stellen können – dann wäre dieser aber schon in der ersten Abstimmungsrunde ausgeschieden. Und dem findigen Nachbarn wäre ein Kunde entgangen ...

Bonn versus Berlin

Das vereinfachende Beispiel ist dabei keine realitätsferne Konstruktion, und es bedarf auch nicht der perfekten Stimmengleichheit. Die heutige politische Landschaft Deutschlands ist nicht zuletzt durch genau ein solches Verfahren bestimmt. Denn nach der Wiedervereinigung stellte sich beispielsweise die Frage, wo Regierung und Parlament ihren Sitz haben sollten. Bei der Entscheidungsfindung im Bundestag 1991 standen zunächst fünf verschiedene Anträge im Raum, welche vom Ältestenrat, leicht vereinfacht, auf drei Optionen reduziert wurden.¹ Der *Konsensantrag* sah Berlin als Parlaments- und Bonn als Regierungssitz vor. Der Antrag für eine *Bundesstaatenlösung* wollte Regierung und Parlament in Bonn beheimatet lassen, der Antrag zur *Vollendung der Einheit Deutschlands* hingegen plädierte für einen Wechsel beider nach Berlin.²

Wie schon in unserem Beispiel der Wohngemeinschaft gab es auch im Bundestag zunächst keine klare Mehrheit für

eine der Optionen. Auf Vorschlag des Ältestenrats hin wurde deshalb ein spezielles Vorgehen zur Entscheidungsfindung gewählt: Zunächst wurde lediglich über den Konsensantrag abgestimmt. Dieser erhielt jedoch weit mehr Nein- als Ja-Stimmen. Zu beachten ist, dass die Nein-Stimmen sowohl aus dem Bonn- als auch aus dem Berlin-Lager kamen! Damit aber war die geografische Zweiteilung der Organe Regierung und Parlament vom Tisch. Nach einigen prozeduralen Zwischenschritten erfolgte dann eine Abstimmung über die beiden verbleibenden Anträge und damit über Berlin versus Bonn. Hier konnte sich Berlin mit einer Mehrheit von knappen 338 zu 320 Stimmen gegenüber Bonn durchsetzen.

Das Berliner Lager hatte also bei Weitem keine große Mehrheit. Vielmehr ist davon auszugehen, dass eine andere Abstimmungsreihenfolge zu einem anderen Ergebnis geführt hätte: Wäre im ersten Schritt nur der Antrag zur Vollendung der Einheit Deutschlands zur Wahl gestellt worden, so wäre er wohl mit der Mehrheit aus dem Bonner *und* dem Konsens-Lager abgelehnt worden. Dann hätte die politische Landschaft Deutschlands heute ein recht anderes Antlitz, zumindest geografisch. Erst durch das vom Ältestenrat vorgeschlagene Abstimmungsprozedere kam das wiedervereinigte Deutschland zum uns heute bekannten Erscheinungsbild.

Man muss keine Wähler beeinflussen, um Wahlen zu manipulieren

Was lernen wir aus diesen Beispielen und von der Sozialwahltheorie im Allgemeinen? Dass wir in zweierlei Hinsicht auf-

passen müssen bei kollektiven Entscheidungen – sei es im Kleinen der Hausgemeinschaft oder im Großen der Demokratie. Denn es gibt *zwei* Einfallstore, durch welche diese Entscheidungen beeinflusst und manipuliert werden können. Das erste Einfallstor ist das wohl offensichtlichere: durch Einfluss auf die Meinungen selbst. Gerade in einer pluralen Gesellschaft mit einer Vielzahl an Informationsquellen wächst die Gefahr, dass die Meinung einzelner Gruppen durch Desinformation gezielt gesteuert wird. Ein aktuelles Beispiel ist die Annullierung der rumänischen Präsidentschaftswahl wegen russischer Einflussnahme auf den Wahlprozess.³

Subtiler, aber nicht weniger wirkungsmächtig ist jedoch das zweite Einfallstor: durch Einfluss auf das Wahlverfahren. Wir haben oben gesehen, wie schon eine kleine Änderung des Verfahrens – die Reihenfolge der Abstimmungsschritte – eine große Auswirkung auf den Wahlausgang haben kann. Im Falle des Hauptstadtschlusses mag man davon ausgehen, dass der Ältestenrat keinen eigenen Interessen gefolgt ist. Anders verhält es sich jedoch wohl im Fall einer gängigen Praxis in den USA. Dort ist das geografische »Zuschneiden« von Wahlkreisen ein wichtiges politisches Instrument geworden. Dabei werden Regionen mit hohem Zuspruch für die eigene Partei einem Wahlkreis zugeordnet, der andernfalls an die politische Konkurrenz ginge. Insbesondere in republikanischen Bundesstaaten ist dieses als »Gerrymandering« bezeichnete Vorgehen vielfach dokumentiert.⁴ Das neue Zuschneiden des Stimmkreises München-Mitte im Jahr 2018 zeigt, dass die Methodik auch hierzulande Anhänger findet.⁵ Zentral ist: Hier wird kein Einfluss auf die Wählerstimmen selbst genommen. Stattdessen wird beeinflusst, wie die vorhandenen

Stimmen in eine Wahlentscheidung überführt werden – und damit die Zusammensetzung der jeweiligen Parlamente und Regierungen bestimmen.

Geburt und Tod der Sozialwahltheorie

Liegt das Problem vielleicht im Abstimmungsverfahren selbst? Ist das Mehrheitsprinzip vielleicht einfach zu verstehen, aber auch einfach zu manipulieren? Die Sozialwahltheorie hilft uns, verschiedene Wahlverfahren auf ihre Vor- und Nachteile hin zu überprüfen. Sie verwendet die Sprache der Mathematik, um verschiedene Wahlverfahren in formale Regeln zu übersetzen. Zusätzlich stellt sie Minimalanforderungen auf, die Wahlverfahren zu erfüllen haben, um ein Mindestmaß an Gerechtigkeit zu gewährleisten. So sollte das Wahlverfahren beispielsweise nicht diktatorisch sein – es sollte nicht lediglich die Präferenzen einer Partei zur Entscheidungsgrundlage nehmen. Und wenn *alle* Beteiligten Option A besser finden als Option B – dann sollte das Verfahren natürlich nicht B zum Sieger küren.

Man möchte meinen, dass diese Minimalanforderungen Spielraum für eine Vielzahl an »gerechten« Wahlsystemen lassen, von repräsentativen Parlamenten (Beispiele: Deutschland, Schweden) bis hin zu »the winner takes it all«-Präsidialsystemen (Beispiele: USA, Frankreich). Doch das Gegenteil ist der Fall. Als der Mathematiker und Ökonom Kenneth Arrow 1951 sein Werk *Social Choice and Individual Values* publizierte, galt das als die Geburtsstunde der Sozialwahltheorie – und zugleich auch als ihr Todesstoß. Denn Arrow zeigte

darin, dass *kein* Wahlsystem auch nur eine minimale Kombination an formalen und gerechtigkeits-theoretischen Anforderungen zu erfüllen vermag. *Jedes* Verfahren ist auf die eine oder andere Art und Weise problembehaftet.

Von Politik zu Popkultur

Wie ist das zu verstehen? Es wird doch tagtäglich irgendwo in der Welt über irgendetwas abgestimmt, und oftmals nehmen wir diese Abstimmungen als fair wahr. Was ist verkehrt, was ist ungerecht an unseren Wahlen in all ihrer Vielfalt? Betrachten wir dazu als Beispiel ein Verfahren, welches wie das Mehrheitsprinzip häufig verwendet wird. Hier benennen die Wählerinnen und Wähler nicht nur ihre favorisierte Option, sondern stellen die verschiedenen Alternativen in eine bevorzugte Reihenfolge oder verteilen Punkte. Wir beobachten dieses Verfahren beispielsweise, wenn wir uns von der Politik zur Popkultur wenden: zum Eurovision Song Contest (ESC). Die Jurys verschiedener Länder nominieren dabei ihre jeweiligen Top 10 der teilnehmenden Songs. Die Punkteskala innerhalb der Topliste ist jedoch speziell konstruiert: So erhält ein Song beispielsweise zwölf Punkte, wenn er von einem Land als erster Favorit nominiert wurde, und zehn Punkte bei einer Zweitplatzierung. Das drittplatzierte Land erhält acht Punkte und die nachfolgenden Ränge jeweils einen Punkt weniger. Platz zehn bekommt somit einen Punkt.

Auch hier zeigt sich, dass die spezifische Wahl der Punkteskala das Ergebnis des Wettbewerbs maßgeblich beeinflussen kann. Schauen wir uns dazu ein vereinfachtes Beispiel

mit Songs aus drei Ländern – Acapellia, Bassonien und Concerta – an, und bemühen wir Anna, Bernd und Charlie als Jury. Nehmen wir an, ihr jeweiliges Ranking der Songs sei wie folgt. Dabei gibt eine Zahl an, auf welchen Platz das jeweilige Jurymitglied den Song aus dem entsprechenden Land setzt.

Jury \ Platz	1	2	3
Anna	Acapellia	Concerta	Bassonien
Bernd	Bassonien	Acapellia	Concerta
Charlie	Bassonien	Acapellia	Concerta

Für Anna ist also der Beitrag aus Acapellia der beste, während Bernd und Charlie ihn bloß auf Platz 2 sehen und Bassonien bevorzugen usw. Vergleichen wir nun zwei Punktesysteme. Im »alten« System erhält jedes Land drei Punkte für eine Erstplatzierung, zwei Punkte für eine Zweitplatzierung und keine Punkte auf dem dritten Platz. Dann gewinnt der Song aus Acapellia mit sieben Punkten gegenüber Bassonien (sechs) und Concerta (zwei). Im »neuen« System gibt es für eine Erstplatzierung vier Punkte und für eine Zweitplatzierung einen Punkt, auf dem dritten Platz weiterhin keine Punkte. Diesmal wird der Song aus Bassonien mit acht Punkten (gegenüber sechs für Acapellia und einen für Concerta) zum Sieger gekürt!

Schon eine kleine Regeländerung führt also zu einem anderen Ausgang des Wettbewerbs. Und das ganz ohne Veränderung der Songs oder der Jurymeinungen. Nicht ohne

Grund wird auch das Regelwerk des Eurovision Song Contests regelmäßig kritisiert und ebenso regelmäßig reformiert.

Partizipation mit Tücken

Andere Abstimmungsverfahren wiederum sind Gegenstand anderer Kritikpunkte. So beispielsweise die jüngste Bundestagswahl von 2025. Das erstmals zur Wahl angetretene Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) scheiterte mit wenigen tausend Stimmen an der Fünf-Prozent-Hürde und erhielt damit keinen Sitz im neu gewählten Bundestag. Dies lässt zum einen Wählerinnen und Wähler des BSW fragen, wie ihre Stimmen im Parlament Berücksichtigung finden, und verhilft auf der anderen Seite der »großen« Koalition zu einer Mehrheit, die sie andernfalls nicht besäße. Ebenfalls unberücksichtigt bleiben die Stimmen jener im Ausland lebenden Deutschen, die aufgrund der gesetzlichen Fristen und der logistischen Herausforderung faktisch von der Wahl ausgeschlossen blieben.

Aus diesen Bedenken folgt aber eben nicht, dass die Bundestagswahlen im Allgemeinen oder die diesjährigen im Besonderen zu verwerfen sind. Es folgt auch nicht, dass Wahlen grundsätzlich »ungerecht« sind. Vielmehr folgt, dass der Teufel im Detail steckt und jedes Wahlsystem seine Tücken hat. Diese Tücken müssen nicht aus bösem Willen oder zum eigenen Vorteil eingeführt worden sein – sie können auch kollektiv bewusst in Kauf genommen werden. Sie können das geringere Übel gegenüber einem Vorgehen darstellen, welches jegliche Partizipation über Bord wirft und gar nicht erst versucht, die vielfältigen Interessen in der Gemeinschaft zu berücksichtigen.

Vielfalt als Vorteil – und als Herausforderung

Die Vielfalt in einer pluralen Demokratie kann ein Vorteil sein. Durch die demokratische Mitbestimmung können (im Idealfall) alle Mitglieder der Gemeinschaft ihre Meinungen einbringen. So kommen verschiedene Perspektiven und Lösungsansätze zusammen. In weniger diversen Gesellschaften und in weniger inklusiven Abstimmungsprozessen fehlen viele dieser Ansätze. So befand schon der frühere Bundeskanzler Willy Brandt: »Vielfalt, nicht Uniformität ist Stärke.«

Doch mit der Vielfalt geht auch Komplexität einher. Zum einen werden die Diskursräume, in denen die Meinungen gebildet und ausgetauscht werden, diffuser. Hier kommt die Gefahr der gezielten Meinungsmache auf, beispielsweise durch Desinformation. Zum anderen aber wird es zunehmend komplexer, die verschiedenen individuellen Meinungen in eine gesamtgesellschaftliche Politik zu überführen. Diese zweite Form der Komplexität haben wir hier beobachtet. Wer Entscheidungen beeinflussen möchte, muss nicht unbedingt das Wahlvolk beeinflussen. Manchmal ist die Beeinflussung des Abstimmungsverfahrens der subtilere, aber nicht minder erfolgreiche Weg.

Die Sozialwahltheorie kann uns auf der einen Seite helfen, wünschenswerte Kriterien für Wahlsysteme zu bestimmen. So können wir gute, faire oder eben »soziale« Entscheidungen treffen. Auf der anderen Seite kann sie uns aber auch eine Warnung sein, welche Macht schon dem Festlegen einer Agenda oder von Abstimmungsprozessen innewohnt.

Literatur

- Arrow, K. J. (1951). *Social Choice and Individual Values*. New York: Wiley.
- Sen, A. (1970). *Collective Choice and Social Welfare*. San Francisco: Holden-Day.

Anmerkungen

- 1 Leininger, W. (1993). The Fatal Vote: Berlin versus Bonn. *FinanzArchiv*, 50 (1), 1–20.
- 2 Ein vierter Antrag machte keine konkreten Ortsvorgaben, sondern sah lediglich vor, dass Regierung und Parlament geografisch nicht getrennt werden sollten. Der fünfte Antrag forderte einen sofortigen Umzug beider nach Berlin und wurde zurückgezogen.
- 3 www.tagesschau.de/ausland/europa/wahl-rumaenien-annullierung-100.html (abgerufen am 07.12.2024).
- 4 McGhee, E. (2020). Partisan Gerrymandering and Political Science. *Annual Review of Political Science*, 23, 171–185.
- 5 Kaiser, R., Michl, F. (2019): Bei uns doch nicht! Oder doch?: Gerrymandering in Deutschland. *VerfBlog*, 2019/7/01, verfassungsblog.de/bei-uns-doch-nicht-oder-doch, (abgerufen am 07.12.2024).

Vielfalt als Erkenntnisquelle

Nina Perkowski, 10. Dezember 2025

Vielfalt als Erkenntnisquelle

Nina Perkowski, 10. Dezember 2025

Wer gehört selbstverständlich dazu, wer wird zum Problem erklärt und was geht verloren, wenn ein ganzes Land mit nur einem Blick beschrieben wird? Unterschiedliche Erfahrungen mit Sicherheit und Vielfalt zeigen, dass simple Beschreibungen zu kurz greifen.

Der berühmte Stadtbild-Satz fiel im Oktober 2025 bei einer Pressekonferenz des Bundeskanzlers Friedrich Merz, in der er Fortschritte in der Migrationspolitik und verstärkte Abschiebebemühungen der Bundesregierung bilanzierte: »wir haben natürlich immer im Stadtbild noch dieses Problem«.¹ Mit diesem einen Satz löste Merz eine tagelange Debatte darüber aus, was »dieses Problem«, das trotz intensiver Abschiebungen fortbestehe, eigentlich sein möge.

Einige bemängelten die vage Formulierung und warnten, sie schüre diffuse Ängste vor Migration.² Andere verteidigten den Kanzler. So behauptete Unions-Fraktionsvorsitzender Jens Spahn etwa: »Der Bundeskanzler spricht aus, was die Mehrheit der Deutschen denkt.«³ CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann verwies nach Kritik vom Koalitionspartner darauf, dass seinem Eindruck nach »alle wissen, worum es geht«.⁴ Als Forderungen dennoch nicht nachließen, doch bitte zu präzisieren, worum es denn nun gehe, wer oder was das Problem im Stadtbild sei, entgegnete Merz einige Tage später: »Fragen Sie mal Ihre Töchter, was ich damit gemeint haben könnte. Ich vermute, Sie kriegen eine ziemlich klare und deutliche Antwort.«⁵

Die Fiktion des Wir

Merz konstruierte somit ein kollektives, homogenes »Wir« – eines, das eine gefühlte Wahrheit teilt, die sich vermeintlich von selbst erschließt. In Merz' Worten: »Alle bestätigen, dass das ein Problem ist – spätestens mit Einbruch der Dunkelheit.«⁶ Dass diese Lesart jedoch keineswegs von allen geteilt wird, zeigte sich in zahlreichen Beiträgen in den sozialen Medien. Insbesondere rassifizierte Menschen⁷ fragten sich öffentlich, ob sie wohl Teil des von Merz angesprochenen »Problems« darstellten.⁸ Eine tiefe Verunsicherung war spürbar. Denn im postmigrantischen Deutschland sind Menschen mit (familiärer) Migrationsgeschichte längst integraler Bestandteil der Gesellschaft, und doch wird ihre Zugehörigkeit immer wieder hinterfragt.⁹ An dieser Zugehörigkeit Zweifel zu schüren, ist fatal – gerade in einer Zeit, in der sich angesichts wachsender AfD-Wahlerfolge und Geheimtreffen zum Thema »Remigration« ohnehin viele Menschen fragen, ob und wie lange sie in Deutschland noch erwünscht sind.¹⁰ Die *Correctiv*-Recherche zum Potsdamer Treffen im November 2023 machte öffentlich, wie weit rechte Netzwerke inzwischen reichen und wie strategisch sie ihre Ziele verfolgen: Hochrangige AfD-Mitglieder trafen sich mit dem rechtsextremen Vordenker Martin Sellner, Geschäftsleuten und Mitgliedern der CDU-nahen Werteunion, um Pläne zur massenhaften Deportation von Menschen zu besprechen – auch solchen, die deutsche Staatsangehörige sind.¹¹ Dass derartige Szenarien nicht nur in rechtsextremen Zirkeln diskutiert werden, sondern bis in Teile der sogenannten bürgerlichen Mitte anschlussfähig sind, hat viele nachhaltig erschüttert.

Zugehörigkeit auf Bewährung

Als Merz nach zehn Tagen der Debatte und anhaltender Unklarheit schlussendlich doch noch präziserte,¹² wen er gemeint habe – Menschen ohne Aufenthaltsrecht, ohne Arbeit, die sich nicht an geltende Regeln halten –, versuchte er zugleich zu beschwichtigen. Menschen mit »ausländischen Wurzeln«, die »in erster, zweiter, dritter oder vierter Generation in Deutschland leben und arbeiten«, seien unverzichtbar für den deutschen Arbeitsmarkt. Doch auch diese Präzisierung war kein umfassendes Bekenntnis zu einem vielfältigen Deutschland. Vielmehr reduzierte Merz Zugehörigkeit auf Verwertbarkeit. Wer arbeitet – wer nützt –, gehört dazu. Dass die Zugehörigkeit nicht von der ökonomischen Funktion abhängen sollte, gerät so aus dem Blick. Stattdessen reproduziert die Debatte eine altbekannte Logik: hier die »guten« Zugewanderten, die arbeiten und sich anpassen, dort die vermeintlich »schlechten«, die zur Last fallen.¹³ Doch auch für diejenigen, die als nützlich gelten, bleibt Zugehörigkeit prekär und an Bedingungen geknüpft, ist nie selbstverständlich, sondern potenziell jederzeit widerrufbar.

Debatten wie diese produzieren kollektive Ängste, und zwar auf zweierlei Arten. Erstens schüren sie diffuse Ängste vor einem »Problem«, das nicht klar benannt wird – und legitimieren damit Ressentiments, die viel weiter reichen, als Merz' eingeschränkte Präzisierungen suggerieren. Denn unter »es wissen doch alle, was gemeint ist« kann sich jede und jeder selbst ausmalen, wer wo warum ein »Problem« darstellt. Zweitens erzeugen sie Verunsicherung bei denen, deren Zugehörigkeit ohnehin in Zweifel gezogen und so wieder einmal

zur Disposition gestellt wird. Sie sehen sich im öffentlichen Raum potenziellen Anfeindungen ausgesetzt, wenn sie durch Namen, Sprache oder Aussehen als vermeintlich »nicht zugehörig« markiert werden. Die Konstruktion eines homogenen Kollektivs ist daher nicht nur eine Fiktion, sondern riskiert, die Gesellschaft weiter zu spalten – in diejenigen, die entscheiden, wer genehm ist, und diejenigen, die um ihren Status als vollwertige Gesellschaftsmitglieder bangen müssen.

Sicher für wen?

Statt eine vermeintliche Homogenität und kollektive Wahrheiten zu konstruieren, sollten wir also genauer hinschauen. Was bewegt Menschen tatsächlich in Bezug auf Stadt und Sicherheit? Die Forschung zu *vernacular security* – d. h. alltagsweltlichen Verständnissen von Sicherheit – zeigt, dass es diesbezüglich keine einheitliche Wahrnehmung gibt.¹⁴ Das bestätigt auch ein Forschungsprojekt, in dem Aziz Epik und ich 125 Hamburger Bürgerinnen und Bürger eingeladen haben, in Workshops darüber nachzudenken, was eine »sichere Stadt für alle« ausmachen würde.¹⁵ Die Ergebnisse widersprechen der Annahme, alle wüssten, was gemeint ist, denn die Perspektiven sind vielfältig und nicht immer miteinander in Einklang zu bringen. Während einige eine höhere Polizeipräsenz forderten, äußerten andere, dass gerade die Anwesenheit der Polizei sie verunsichere. Zugleich zeigte sich, dass die Frage selbst – was würde dich dich sicherer fühlen lassen? – produktiver ist als die Annahme, darauf gäbe es eine gleichbleibende Antwort.

So sprachen einige der an den Workshops Teilnehmenden über Nachbarschaftssolidarität und Begegnungsorte ohne Konsumzwang, über barrierefreie Wege und gut beleuchtete Straßen, über verständliche Behördensprache und bezahlbaren Wohnraum. Menschen mit Behinderungen machten darauf aufmerksam, dass unübersichtliche Räume und kurzfristige Änderungen im Straßenbild – etwa durch unangekündigte Baustellen – für sie erhebliche Herausforderungen darstellen. Frauen und queere Menschen betonten, dass auch das häusliche Umfeld für sie ein Ort der Gefährdung sein kann. Vieles davon sind Dimensionen urbaner Sicherheit, die in der Stadtbild-Debatte und gängigen Sicherheitsdebatten nicht vorkommen – obwohl sie viele betreffen.¹⁶

Auffällig war außerdem, dass die Teilnehmenden Sicherheit überwiegend nicht durch Ausschluss, sondern durch Ermöglichung imaginierten. Sicherheit wurde vielseitig betrachtet, indem unterschiedliche Perspektiven miteinander verbunden wurden: als Institutionen, Räume, Infrastrukturen und Praktiken, die das Sicherheitsgefühl in der Stadt über verschiedene Gruppen hinweg verbessern können. Sicherheit entstand in ihren Visionen nicht dadurch, dass bestimmte Menschen verdrängt, ausgeschlossen oder abgeschoben werden, sondern durch Strukturen, die ein würdevolles Leben für alle ermöglichen. Statt härterer Strafen und mehr Überwachung forderten die Teilnehmenden eine verlässliche Existenzsicherung, den Ausbau von Drogenkonsumräumen und »Housing First« (Zugang zu dauerhaftem Wohnraum als grundlegende Lösung für Obdachlosigkeit) sowie Anlaufstellen mit professionellem Personal auch für akute Krisensituationen.

Vielfalt ist notwendig

Nimmt man diese vielfältigen Perspektiven auf Sicherheit ernst, verschiebt sich der Fokus. Es geht nicht mehr darum, wer ein »Problem« im Stadtbild darstellt, sondern darum, wie Ressourcen gerecht verteilt werden, wie Raumnutzung in einer pluralen Gesellschaft verhandelt werden kann und was es braucht, damit sich Menschen im öffentlichen Raum und zu Hause sicher fühlen – ohne andere der Unsicherheit und Ausgrenzung preiszugeben. Hinter unseren Ergebnissen steht eine Einsicht, die über das Thema Stadt und Sicherheit hinausweist: Vielfalt ist nicht nur empirisch gegeben, sie ist auch epistemisch notwendig. Die Annahme, »alle« wüssten oder sähen dasselbe, ist eine Fiktion, die abweichende Erfahrungen und Perspektiven ausblendet und unhörbar macht.

Feministische Wissenschaftstheorie argumentiert schon lange, dass Wissen nicht objektiver wird, wenn wir Perspektiven ausblenden und eine vermeintlich neutrale Perspektive als Maß aller Dinge setzen – wir müssen vielmehr verschiedene Standpunkte systematisch mit einbeziehen.¹⁷ Gerade marginalisierte Menschen bringen dabei oft Einsichten ein, die anderen verschlossen bleiben. Wer sich sowohl in der dominanten Ordnung orientieren als auch eigene Erfahrungen behaupten muss, entwickelt eine Art doppeltes Sehen – der Historiker und Soziologe W. E. B. Du Bois nannte es »double consciousness«.¹⁸ Das vielfältige Wissen ist eine Ressource unserer postmigrantischen Gesellschaft. Allerdings nur, wenn es auch gehört wird. Denn robustes Wissen entsteht nicht durch behaupteten Konsens und gefühlte Wahrheiten, die kaum mehr präzisiert werden, sondern durch Widerspruch

und kritische Debatte. Das gilt für die Wissenschaft, in der Peer Review und Kritik zentral sind, aber auch für öffentliche Debatten.

Fragen wir genauer nach

Merz empfahl: »Fragen Sie mal Ihre Töchter.« Nehmen wir ihn beim Wort – aber fragen wir tatsächlich nach. Fragen wir die Töchter, die nachts allein nach Hause gehen, die sich zuhause unsicher fühlen. Fragen wir die Töchter, die selbst als »Problem im Stadtbild« adressiert werden, weil ihr Name, ihr Aussehen oder ihre Sprache sie markiert. Fragen wir die Töchter, die in diesem Land geboren wurden und sich dennoch fragen müssen, ob sie dazugehören. Die Antworten werden vielfältig sein, in Teilen widersprüchlich. Aber sie wären ein Anfang – und der Realität eines postmigrantischen Deutschlands näher als jede Behauptung, »alle« wüssten schon, was gemeint sei. Vielstimmigkeit ernst zu nehmen heißt, genau hinzuhören – und präzise zu fragen, welche Probleme wir eigentlich meinen und wie sie sich lösen lassen könnten.

Anmerkungen

- 1 www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.friedrich-merz-stadtbild-aussage-wortlaut-mhscd.c674d7a6-52bd-4cbf-a68a-12f1700128fc.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 2 www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/merz-stadtbild-migration-100.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 3 www.nd-aktuell.de/artikel/1195110.stadtbild-debatte-was-merz-wirklich-mit-dem-problem-im-stadtbild-meinte.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 4 www.stern.de/politik/deutschland/stadtbild-debatte--linnemann-mahnt-klingbeil-zu-disziplin-36160442.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 5 www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/merz-stadtbild-debatte-petition-100.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 6 www.spiegel.de/politik/deutschland/friedrich-merz-und-das-stadtbild-so-reagiert-das-netz-auf-seine-tochter-aussage-a-5eb7030c-11c3-4bca-a804-1ac2348514e1 (abgerufen am 13.03.2026).
- 7 Der Ausdruck »rassifiziert« bezieht sich auf den Vorgang, bei dem Individuen oder Gruppen aufgrund willkürlicher Merkmale in gesellschaftlich konstruierte Kategorien eingeteilt werden. Diese Einteilung kann oft zu Diskriminierung, Vorurteilen und Ungleichheiten führen. Der Begriff macht deutlich, dass »Rasse« eine soziale und keine biologische Realität ist, die durch gesellschaftliche Normen, Machtverhältnisse und historische Zusammenhänge geformt wird.
- 8 www.nd-aktuell.de/artikel/1194820.merz-stadtbild-aeusserung-wer-stoert-hier-eigentlich-wen-im-stadtbild-herr-merz.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 9 Foroutan, N. (2019). Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld.
- 10 www.sozio.polis.de/duisburger-splitter-i-montag.html (abgerufen am 13.03.2026).
- 11 correctiv.org/aktuelles/neue-rechte/2024/01/10/geheimplan-remigration-vertreibung-afd-rechtsextreme-november-treffen/ (abgerufen am 13.03.2026).
- 12 www.spiegel.de/politik/deutschland/friedrich-merz-kanzler-konkretisiert-stadtbild-aussage-zu-einwanderern-a-79710163-8edf-4bf6-9a59-4c276ddbcb2c (abgerufen am 13.03.2026).
- 13 Jones, H., Gunaratnam, Y., Bhattacharyya, G., Davies, W., Dhaliwal, S. (2017). »Un/deserving migrants and resisting dehumanisation«. In: Go home?: The politics of immigration controversies, Manchester. 120–140. doi.org/10.7765/9781526117946.00016.

- 14 Jarvis, L., Lister, M., Qyawale, A. (2025). »Twenty Years of Vernacular Security Research: An Introduction«. *Security Dialogue* 56 (5), 501–518. doi.org/10.1177/09670106251363163.
- 15 Perkowski, N., Epik, A., Louis, T., Reyes Pollak, L. (2023). Räume der Sicherheit in unsicheren Zeiten: Eine sichere Stadt für alle. Dokumentation und Ergebnisse, www.sista.uni-hamburg.de/projektergebnisse/sista-broschuere-final.pdf.
- 16 Perkowski, N., Epik, A. (2024). »Alltägliche (Un-)Sicherheit in Hamburg: Erkenntnisse einer partizipativen Studie«. *Wissen schafft Demokratie* 16, 142–53.
- 17 Harding, S. (1992). »Rethinking Standpoint Epistemology: What Is ›Strong Objectivity?«« *The Centennial Review* 36 (3): 437–70.
- 18 Du Bois, W. E. B. (2007 [1903]): *Of Our Spiritual Strivings*. In: (Ders.), *The Souls of Black Folk*, Oxford / New York: Oxford UP, 7–14.

On Being British
but not English:
Multikulturalismus und
Nationalität in Andrea
Levys Roman *Small Island*

Anna M. Horatschek, 30. Juli 2025

On Being British but not English: Multikulturalismus und Nationalität in Andrea Levys Roman *Small Island*

Anna M. Horatschek, 30. Juli 2025

»Small Island« thematisiert die Identitätskrisen von Einwanderern in London nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Protagonisten navigieren zwischen Britishness und Englishness und erleben Diskriminierung, die ihre Zugehörigkeit zur Gesellschaft infrage stellt.

Weltstadt London

Das renommierte britische University College of London wirbt auf seiner Website für die Hauptstadt als »home to one of the most ethnically diverse populations in the world. Approximately 1/3 of Londoners were born abroad and over 200 languages are spoken in the capital. The wide range of cultures and languages are celebrated in London in many different ways – mainly with amazing food and lively festivals.« Tatsächlich identifizierten sich 2021 bei einer Volkszählung 63 Prozent der Londoner als nichtweiße Briten, während der Anteil in ganz England und Wales bei 26 Prozent lag. Außerdem waren 41 Prozent der Einwohner Londons im Ausland geboren, verglichen mit 17 Prozent in England und Wales. Bedeutende Minoritäten in Großbritannien stammen vom Indischen Subkontinent, aus Ostasien, der Karibik, Subsahara-Afrika und Osteuropa.

Being English or Being British

Minderheiten aus ehemaligen Kolonien verstehen sich allerdings häufig als Briten, nicht als Engländer. Diese Unterscheidung beschreibt der britische Erfolgsautor John Fowles in seinem polemischen Essay *On Being English but not British* (1964) folgendermaßen: »The Great English Dilemma is the split in the English mind between the Green England and the Red-White-and-Blue Britain [...] In all the personal situations that are important to me, I am English not British«. *Englishness* verbindet Fowles mit der europäischen Randposition aufgrund der geografischen Insellage – der *splendid isolation* –, mit Emigration und einem puritanischen Eifer für Gerechtigkeit, den das kulturelle Gedächtnis in dem mythischen Ideal des redlichen Gesetzlosen Robin Hood verankert hat. *Britishness* assoziiert Fowles mit Patriotismus, militärischer Machtpolitik, Hannoveraner Dynastien, Imperialismus, Weltkriegen und der ungeliebten Allianz mit dem sogenannten *celtic fringe* Schottland, Wales und Irland. Außerdem schließt *Britishness* die ehemaligen britischen Kolonien ein. Während also *Englishness* als Essenz einer positiv besetzten nationalen Identität gilt, markiert *Britishness* die Differenzen innerhalb dieser nationalen Identität. Bei den sogenannten *hyphenated Britons*, den »Bindestrich-Briten« wie *British-Indian*, *British-Chinese*, *British-Caribbean*, verweist der Bezug auf *Britain* also einerseits auf den Wunsch nach Zugehörigkeit, andererseits aber auch auf das historische Erbe von nationaler Machtpolitik und Imperialismus – wie das Fowles-Zitat zeigte.

Der Roman *Small Island* von Andrea Levy spielt in London und zeigt, wie *Englishness* während und nach dem Zwei-

ten Weltkrieg als Ausschlusskriterium gegen Einwanderer funktionalisiert wird. Er bietet damit einen historisch angelegten, kritischen Kommentar zu dem auf der Universitätswebsite werbewirksam präsentierten Multikulturalismus dieser Stadt. *Food* und *festivities* spielen für die Charaktere dieses Romans – fast alle mit karibischem Migrationshintergrund – kaum eine Rolle, außer dass es von beidem zu wenig für sie gab.

»Small Island« als Black British Fiction

Small Island gehört zur sogenannten *Black British Fiction*. Im Verlauf der Handlung wird klar, dass nicht nur Bindestrich-Identitäten, sondern jede Identität ein kulturelles Produkt darstellt, das durch entsprechend konstruierte Geschichtsbilder, kulturelle und politische Rituale und Symbole sowie in neuerer Zeit durch mediale Repräsentationen suggeriert, illustriert und legitimiert wird.

Damit geht der Roman über die gegenwärtig vielfach proklamierte Forderung nach *respect* oder einem Leben in Vielfalt weit hinaus, denn er entlarvt, dass jedes Selbst- und Fremdbild – also jede Identitäts- oder Alteritätsvorstellung¹ – auf Wunsch- und Angstbildern beruht, die mit der historischen Wirklichkeit und der Wahrheit des Alltags häufig wenig zu tun haben. In dem Roman lernen die Protagonisten durch bittere Erfahrungen, dass für Engländer vor allem zählt, »to be English but not British«, während Einwanderer mühsam Möglichkeiten finden müssen, »to be British but not English«.

Empire Windrush

Andrea Levy wurde 1956 in London geboren. Ihr Großvater väterlicherseits war jüdisch, ihr Urgroßvater mütterlicherseits schottisch, ihre Eltern kamen aus Jamaika und waren im Zuge des *Empire Windrush* nach England gekommen. *Empire Windrush* hieß das Schiff, auf dem am 22. Juni 1948 die erste große Gruppe von 493 karibischen Immigranten mit- samt einem blinden Passagier nach dem Zweiten Weltkrieg in Tilbury ankam. Das Schiff – damals noch unter dem Namen Monte Rosa – hatten die Engländer den Deutschen im Mai 1945 bei Kiel abgenommen und als Kriegsbeute behalten. Der Roman *Small Island* beschreibt die Ankunft und die mühsamen ersten Jahre von Immigranten des *Empire Windrush* aus deren Perspektive.

In dem Roman geht es vor allem um fünf Personen, nämlich 1. Hortense, die als uneheliches Kind einer armen Afro-Jamaikanerin und eines Weißen in Jamaika geboren wurde, von Engländerinnen zu einer »Lady« erzogen wird und unbedingt als Lehrerin in England arbeiten will; 2. Michael Roberts, der Sohn eines Cousins ihres Vaters, mit dem sie gemeinsam aufwächst, in den sie heimlich verliebt ist und der den Männlichkeitstraum aller Jamaikaner verwirklicht, nämlich als Mitglied der RAF (Royal Air Force) für das imperiale Mutterland Großbritannien kämpfen zu dürfen; 3. Gilbert, ein weiterer Jamaikaner aus ärmlichen Verhältnissen, der Hortense Hals über Kopf heiratet, als sie ihm ihre Ersparnisse für die Überfahrt 1948 auf der Windrush nach England schenkt unter der Bedingung, dass er sie so schnell wie möglich nachholt. In England kommt er zwar auch zur RAF, wird dort

allerdings rassistisch gedemütigt und schlägt sich schließlich mit Hilfsarbeiten durch; 4. die Engländerin Queenie, Tochter eines Fleischers vom Lande, die um jeden Preis der Enge ihres Elternhauses entfliehen will und die aus diesem Grund 5. den von ihr körperlich als abstoßend empfundenen Bernard heiratet, da er mit ihr in das Haus seines Vaters in London zieht. Während des Krieges kreuzen sich die Lebenswege dieser Charaktere, denn nachdem Bernard sich freiwillig zur Armee gemeldet hat, vermietet Queenie eine völlig heruntergekommene Dachwohnung in ihrem zerbombten Haus an Gilbert und Hortense und hat eine Affäre mit Michael Roberts, die zu einer Schwangerschaft führt. Das Kind wird kurz nach Bernards Rückkehr aus dem Krieg geboren, ohne dass er von der Schwangerschaft gewusst hätte. Am Ende des Romans drängt Queenie Hortense und Gilbert das Baby auf, da sie sich den zu erwartenden Anfeindungen aufgrund ihres farbigen Kindes nicht gewachsen fühlt.

In dem Roman werden die Jamaikaner brutal mit der Ausschlussfunktion der *Englishness* konfrontiert. Während sie selbst sich bei ihrer Ankunft in England als britische Staatsbürger verstehen, die stolz auf ihre Nationalidentität sind, müssen sie feststellen, dass die Engländer weder wissen, wo Jamaika liegt, noch dass die Insel ein Teil des britischen Empire bildet. Dabei nahmen die Engländer den Spaniern diese drittgrößte Insel (genannt Santiago) der Großen Antillen bereits 1655 ab und nannten sie Jamaika. 1962 wurde sie unabhängig, doch als Teil des *Commonwealth of Nations* ist Charles III. noch heute König der Insel.

Perhaps we should shake hands

Das mit »Prologue« überschriebene erste Kapitel des Romans beschreibt aus Queenies Perspektive ein Erlebnis als kleines Mädchen auf der historischen *British Empire Exhibition*, die 1924 bis 1925 in Wembley, London stattfand und in der außer Gambia und Gibraltar alle 58 Länder, die damals zum britischen Weltreich gehörten, einen Pavillon erhielten.

Das Eingangskapitel illustriert, wie das Bild, das die Engländer von ihren Kolonien haben, durch sexualisierte Phantasien der »Rassenmischung« geprägt ist. Im Afrika-Pavillon sieht Queenie zum ersten Mal einen Schwarzen – und erschrickt, woraufhin die Erwachsenen sie zur allgemeinen Erheiterung zu einem Kuss überreden wollen, um so ihre xenophobisch-exotistische Phantasie parodistisch verzerrt und kontrolliert zu inszenieren. Aber der Afrikaner konterkariert diese »weißen« Projektionen und spricht das kleine Mädchen in perfektem Englisch an: »Perhaps we should shake hands.« So wie in dieser für Queenie wegweisenden Erfahrung entlarvt der gesamte Roman, dass Selbst- und Fremdbilder fast immer auf Projektionen und Externalisierungen beruhen, die die Überlegenheit von als Identität akzeptierten Eigenschaften über die als Alterität markierten Charakteristika bestätigen sollen.

Das gilt für Engländer und Jamaikaner gleichermaßen. So muss Hortense, die sich aufgrund ihrer hellen Hautfarbe eher der väterlichen britisch-weißen als der mütterlichen afro-Jamaikanischen Identität nahe fühlt, feststellen, dass sie in England als *Black Woman* gilt, der sexuelle Freizügigkeit und intellektuelle Dürftigkeit unterstellt werden. Obwohl

sie in Jamaika eine der besten Schülerinnen war, deren Englisch gelobt wurde, versteht in London niemand ihren Akzent, und die internalisierten Benimm- und Kleidungsregeln einer »Lady« nach den Vorstellungen ihrer Lehrerinnen, die ihr Verhalten prägen, setzen sie in England dem öffentlichen Spott aus. Auch Gilbert, der voller Idealismus für das Mutterland England kämpfen wollte, wird durch die Rassendiskriminierung in London schmerzhaft desillusioniert und denkt immer wieder an die Aussagen seines Cousins Elwood, der ihn in Jamaika vor seiner Rekrutierung für die RAF warnte: »Man, this is a white man's war. Why you wanna lose your life for a white man? For Jamaica, yes. To have your own country, yes. That is worth a fight ... I join you then, man. But you think winning this war is going to change anything for me and you.« Die Engländer verstehen sich offenbar nicht als Briten – was ja die Kolonien einschließen würde –, sondern ihre Selbstwahrnehmung kreist ausschließlich um Kriterien der »weißen« *Englishness*, wobei sie ironischerweise immer wieder das sportliche *fair play* als ihre typisch englische Botschaft an die Welt herausstreichen. Die Verlogenheit dieses Autostereotyps wird offensichtlich, als sie sich einerseits über die Segregationspolitik der US-amerikanischen Armee entrüsten, andererseits jedoch die Nachbarschaft von Farbigen unerträglich finden, was sich im drastischen Werteverlust der Immobilienpreise niederschlägt.

Als Gilbert sein Versprechen einlöst und Hortense tatsächlich in die zerbombte Wohnung in Queenies Haus nachkommen lässt, bestraft ihn seine direkt vor der Abreise erst angetraute junge Frau dafür, dass er ihre überzogenen Erwartungen an ein Leben als gebildete Lady in London in keiner

Weise einlösen kann, durch die monatelange Verweigerung jeglicher Sexualität und verhindert damit die Möglichkeit der endlich nachgeholten Hochzeitsnacht. Hortense fühlt sich dabei völlig im Recht – gestärkt durch ihre englisch-puritanische körperfeindliche Erziehung in Jamaika. Die erzählerische Ironie besteht darin, dass hier ein junges Paar, das aufgrund seiner Hautfarbe von den Engländern ausnahmslos mit sexueller Zügellosigkeit assoziiert und dementsprechend behandelt wird, in einem winzigen Zimmer völlig zölibatär lebt und auch die Genderhierarchie fundamental unterläuft. Bernard und Queenie als Repräsentanten der Engländer dagegen leben ihre sexuellen Bedürfnisse und Frustrationen mit dunkelhäutigen Partnern aus, ungehemmt lustvoll im Fall von Queenie, gewaltsam und menschenverachtend im Fall des pedantischen und emotional verkrüppelten Bernard. Am Ende des Romans ziehen Hortense und Gilbert mit dem Mischlingskind von Queenie und Michael in ein verfallenes Bürgerhaus, um dort mit ihrer Patchworkfamilie zu leben und das Haus zu renovieren.

Identität als Prozess

Der Roman *Small Island* entspricht mit diesem Erzählverlauf einer Tendenz in der *Black British Fiction*, nicht nach Modellen der Assimilation zu suchen, sondern die Konstruktion alternativer Identitäten als einen dynamischen und letztlich unabschließbaren Prozess zu sehen. Dieser als Transdifferenz bezeichnete Ansatz akzeptiert »die Unvermeidbarkeit des Denkens von Differenz bei gleichzeitigem Bewusstsein für die

vielfältigen Überlagerungen, Mehrfachzugehörigkeiten und Zwischenbefindlichkeiten, welche die Komplexität der Lebenswelt ausmachen« (Feldmann/Habermann). Die Wichtigkeit von Identitätsbildern wird also nicht einfach durch ihre Markierung als kulturelles Konstrukt relativiert, sondern das emanzipatorische Potenzial und das Bedürfnis nach *belonging*, also nach einer Gruppenzugehörigkeit, die relativ stabil und von anderen unterschieden ist, wird akzeptiert, allerdings im Bewusstsein der Ausschlussfunktionen und der stigmatisierenden und damit gefährlichen Sprengkraft von Identitätsdiskursen in Politik und Kultur. Die Nationalidentität der *Britishness* wird von den *Black British Writers* zwar eingefordert, allerdings ohne die »weiße« Reduzierung auf *Englishness*. Dass Hortense in Jamaika sich in ihrem Zukunftstraum in einer englischen Villa vor einem Kaminfeuer sitzen sieht, ist eindeutig das kulturelle Erbe des britischen Kolonialismus, dessen hegemoniale Ansprüche sie über die Erziehungs- und Bildungsinstitutionen in Jamaika geprägt haben. Aber dieser Zukunftstraum einer britischen Identität ist eine Baustelle – wörtlich und im übertragenen Sinn: Das Haus, in dem Hortense und Gilbert mit dem bis zum Romanschluss namenlosen Mischlingskind wohnen, ist eine Ruine, und es wird viele Mühen kosten, es dem imaginierten Ideal auch nur anzunähern. Außerdem ist keinesfalls sicher, dass das junge Paar nach der Herrichtung dort bleiben kann, denn das Ganze ist Teil des Immobilienprojekts eines befreundeten Jamaikaners, der zerstörte Häuser aufkauft und sie renovieren lässt, um sie dann wieder zu verkaufen.

In *Small Island* definiert sich die Gruppenzugehörigkeit der Charaktere auf den ersten Blick über die Familie und die

Ethnie. Damit stellt sich die Frage, ob hier nicht eine Rückkehr zu essentialistischen Identitätskategorien propagiert wird, insofern Identität von auf die Natur zurückgeführten Eigenschaften abgeleitet wird, nämlich in Jamaika geboren und miteinander verwandt zu sein. Nur auf den ersten Blick mag das so scheinen. Der Roman macht nämlich klar, dass wir mit Hortense, Gilbert und ihrem Kind eine Familie vor uns haben, die aus einer reinen Zweckgemeinschaft entstanden ist, deren Bestand auf dem schwer erkämpften gegenseitigen Respekt der Ehepartner voreinander beruht und die ohne Sicherheiten für die Zukunft auskommen muss. Dieses Ehepaar baut in den Ruinen einer alten britischen Bürgerherrlichkeit, nämlich in einer verfallenen Villa, ihre Zukunft, die mit Sicherheit *British*, aber auf keinen Fall *English* aussehen wird. Ihr Kind, mit dem sie nicht blutsverwandt sind, haben sie aufgenommen aus selbstloser Mitmenschlichkeit, und dieses Kind, das wie viele Kinder in der Literatur die Zukunft repräsentiert, ist ein englisch-jamaikanischer Mischling, dessen chauvinistisch-egozentrischer jamaikanischer Vater sich nicht kümmert und dessen englische Mutter ihn aus Gründen des sozialen Ansehens verstößt. Sein Überleben hängt an einer Ethik der Empathie, die sich ausschließlich in der von den Engländern verachteten Gruppe der Migranten findet.

Differenz und Mitmenschlichkeit

Der Text entwirft damit ein kollektives Identitätskonzept, das auf harter Arbeit, einem selbstkritischen und damit wenig schmeichelhaften Bewusstsein individueller und kollek-

tiver Differenzen und einer Moral der Mitmenschlichkeit basiert. Nicht Merkmale wie Ethnie oder der traditionelle Familienverband oder gar abstrakte Kollektivformen wie die Nation sind entscheidend, sondern was die Menschen zusammenbringt sind lokal begrenzte gemeinsame Zielsetzungen. In diesem Roman ist es *Black Britishness* oder eine Bindestrich-Identität wie *British-Caribbean*, die ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl markiert, das über *Britishness* allein oder gar *Englishness* nicht möglich ist, insofern der Bindestrich zwischen *British* und *Caribbean* einen Raum öffnet, der eine Vielzahl möglicher Konstellationen und gegenseitiger Veränderungen der vorgeblich reinen, authentischen Nationalidentitäten vorstellbar macht. Die Unterschiedlichkeit der Charaktere aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit, Bildungsstand, Klasse, Region und charakterlicher Disposition lässt jedoch keinen Zweifel, dass Kollektivbegriffe wie *Black British* oder *British-Caribbean* genauso imaginär sind wie diejenigen der *Englishness* oder der *Britishness*.

Literatur

- Fowles, J. (1998). »On Being English but not British«. In: Ders. Wormholes. Essays and Occasional Writings. New York, 79–88.
- Stein, M. (1998). The Black British Bildungsroman and the Transformation of Britain. In: Korte, B., Müller, K. P. (Hrsg.). Unity in Diversity Revisited? British Literature and Culture in the 1990s. Tübingen, 89–105.
- Alexander, C. E. (1996). The Art of Being Black. The Creation of Black British Youth Identities. Oxford und New York.
- Feldmann, D., Habermann, I. (2003). »Das Graduiertenkolleg Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg«. Anglistik 14. 105–112.
- Cornell, S., Hartmann, D. (2007): Ethnicity and Race. Making Identity in a Changing World. Thousand Oaks, London und New Delhi.

On Being British but not English:

- Nunius, S. (2009). *Coping with Difference. New Approaches in the Contemporary British Novel (2000–2006)*. Erlanger Studien zur Anglistik und Amerikanistik. Bd. 11.
- Office of National Statistics (ONS). <https://www.gov.uk/government/statistics/immigration-system-statistics-year-ending-december-2022> (abgerufen am 11.06.2025).
- London Datastore <https://data.london.gov.uk/blog/recent-migration-trends-in-the-uk-and-london/> (abgerufen am 31.07.2025).
- University College of London. <https://www.ucl.ac.uk/students/news/2020/dec/ucl-heart-multicultural-london> (abgerufen am 02.07.2025).

Anmerkung

- 1 Alteritätsvorstellung: die kulturell, gesellschaftlich und politisch konstruierte und codierte Wahrnehmung und das Verständnis von »Andersheit« oder »Fremdheit«, häufig als Gegensatz zu Identitätsvorstellungen.



Religiöse Vielfalt auf dem Kiez

Pierre Sfindules, 15. Dezember 2025

Religiöse Vielfalt auf dem Kiez

Pierre Sfundules, 15. Dezember 2025

Clubs und Kneipen prägen heute den Hamburger Kiez. Doch wer genauer hinsieht, findet Spuren einer unerwarteten Vergangenheit. Wo heute gefeiert wird, wurde früher viel gebetet – ein dichtes Nebeneinander religiöser Traditionen bot die Große Freiheit.

Mit seinen Bars, Imbissen und Musikclubs steht der Kiez heute für das *andere* Hamburg: Er ist laut, wild, politisch und oft widerspenstig. Man kennt das Viertel für seine Clubkultur auf der Reeperbahn, darunter etwa das »Molotow« oder der »Kaiserkeller«, für die besetzten Häuser in der Hafenstraße, Graffiti, Punk, Protestkultur und Penny-Dokus. Hier auf dem Kiez wird getrunken, gefeiert und protestiert.

Doch der Ort des Feierns war einst vor allem ein Ort des Gebets. Am heutigen Beatles-Platz begann im 16. Jahrhundert ein bemerkenswertes Experiment. Indem man religiösen Minderheiten Schutz gewährte, entstand ein einzigartiges Nebeneinander von vielfältigen Glaubensgemeinschaften.

Dänische Toleranzpolitik vor Hamburgs Mauern

Dort, wo die berühmte Reeperbahn im Westen endet, befand sich lange ein Stadttor und damit eine Landesgrenze: das Nobistor. Hinter den schlichten hölzernen Toren endete die Stadt Hamburg, es begann die damals eigenständige Nach-

barstadt Altona.¹ Im Jahre 1584 wurde hier Menschen jüdischen Glaubens, zehn Jahre später römisch-katholischen Christusgläubigen Schutz gewährt, dazu kamen dann bald auch mennonitische Glaubensflüchtlinge und die Reformierten.² Mit dem »Altonaer Stadtprivileg« vom 23. August 1664 garantierte der dänische König als Herrscher über Altona allen Gewerbetreibenden das Recht, sich unabhängig von ihrer Herkunft in Altona niederzulassen und – ganz anders als nebenan in Hamburg – ihre eigene Religion frei auszuüben.

Altona war mit dieser Form religiöser Toleranz kein Einzelfall. Ähnliche Regelungen galten auch im damals ebenfalls dänischen Glückstadt und Friedrichstadt, die – wie Altona – gezielt verfolgten Religionsgemeinschaften Zuflucht boten. Die religiöse Offenheit war dabei auch ein Instrument des dänischen Königs: Sie sollte durch Zuwanderung das Wachstum der Städte vorantreiben und hatte das Ziel, Hamburgs Einfluss im Norden zu begrenzen. Der König war erfolgreich, die Bevölkerung Altonas wuchs bis 1710 von 3000 auf 12 000 an und war damit nach Kopenhagen die größte Stadt im Königreich Dänemark.³ Im Laufe des 18. Jahrhunderts verdoppelte sich diese Zahl noch einmal, und die Stadt erreichte eine wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit.⁴

Während Hamburg streng lutherisch geprägt war, entstand nun direkt vor den Toren der Stadt eine beeindruckende religiöse Vielfalt. Um 1790 fanden sich in Altona allein acht christliche Kirchen: drei evangelisch-lutherische, zwei reformierte, eine mennonitische, eine römisch-katholische und eine Herrnhuter Brüdergemeine. Hinzu kamen zwei jüdische Synagogen.⁵ Einige dieser Gemeinden sammelten sich auf engstem Raum in zwei Straßenzügen am Nobistor. Sie trugen

die Namen Kleine Freiheit und Große Freiheit und erinnern an die über Jahre gewährte Gewerbe- und Religionsfreiheit unter den dänischen Königen.

Christliche Vielfalt auf der Kleinen und Großen Freiheit

Die religiöse Toleranz prägte das Stadtbild Altonas. So verfügte die reformierte Gemeinde etwa bereits ab 1603 über eine eigene Kirche und einen eigenen Friedhof. Ihre Glaubenstradition geht auf die Reformation in der Tradition Ulrich (Huldrych) Zwinglis und Johannes Calvins zurück, die in Zürich und Genf wirkten. Nachdem sich die Altonaer Gemeinschaft 1686 in eine deutsche und eine französische Gemeinde aufspaltete, entstanden zwei separate Gotteshäuser. Beide lagen dicht nebeneinander an der Ecke Reichengasse (später: Reichenstraße) und Kleine Freiheit. Sie waren »von keinem sonderlichen Ansehen« und »ohne Bilder«, wie es in zeitgenössischen Berichten heißt.⁶ Diese Schlichtheit entsprach dem reformierten Ideal einer Konzentration auf die Predigt im Gottesdienst. Kunstvolle Altäre, Malereien oder Heiligenfiguren wurden entfernt, sollte doch nichts den Blick auf das Wort Gottes verstellen.

Deutlich anders präsentierte sich die römisch-katholische Kirche auf der Großen Freiheit, wo sie seit 1660 über eines der prächtigsten Gotteshäuser im gesamten Viertel verfügte. Die nach einem verheerenden Brand zerstörte Kirche wurde 1723 neu erbaut. Unter dem Patronat des heiligen Joseph, dessen steinernes Bildnis über der Kirchentür prangte, er-

strahlte das Innere »mit schöner Malerei und Bildern« und einem »recht prächtigen« Altar, im Gottesdienst flankiert von kostbaren Messgewändern der Priester.⁷

Direkt gegenüber der katholischen Kirche sollte übrigens 1959 dann der Musikclub »Kaiserkeller« eröffnen. Im darauffolgenden Jahr spielte die englische Rockband The Beatles hier – nur wenige Meter vom Altar von St. Joseph entfernt – ihre Hamburger Konzerte und würde bald zu den einflussreichsten Bands der Gegenwart aufsteigen. Auf dem Kiez überdauert die Legende, die Beatles hätten im Rausch die Kirchenmauer entweiht. In der St. Joseph-Gemeinde kursiert allerdings eine andere Version: Dort heißt es, einer der Musiker habe sich von der Empore aus mitten in den Sakralraum erleichtert.

Nur etwa hundert Meter von der St. Joseph-Kirche entfernt, verfügte die mennonitische Gemeinde ab 1673 über ein eigenes Kirchengebäude auf der Großen Freiheit und fünf Jahre später zudem über einen Friedhof an der heutigen Paul-Roosen-Straße. Unter dem besonderen Schutz des dänischen Königs hatten sich ab dem frühen 17. Jahrhundert immer mehr mennonitische Glaubensflüchtlinge aus den Niederlanden in Altona angesiedelt. Viele von ihnen waren wohlhabende Kaufleute, deren wirtschaftliche Bedeutung zu ihrer Duldung beitrug.⁸

Die Mennoniten waren pazifistisch. Sie lehnten nicht nur den Kriegsdienst traditionell ab, sondern verweigerten auch jeden Eid. In frühmodernen Staaten war der Schwur jedoch von zentraler Bedeutung, denn er galt als Garant für Loyalität gegenüber den Herrschenden. So brachte die Verweigerung von Eid und Kriegsdienst die mennonitischen Gläubigen immer wieder in Konflikt mit der Obrigkeit.

Der mennonitische Gottesdienst in Altona wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts noch auf Holländisch gehalten, nur alle zwei Wochen gab es mittwochs eine Predigt auf Deutsch.⁹

Viele mennonitische Gruppen emigrierten mit der Zeit nach Russland, Nord- und Südamerika. In den USA entstanden daraus Strömungen wie die konservativen Amischen, die für ein schlichtes, gemeinschaftsorientiertes Leben mit strenger Abgrenzung von moderner Technik bekannt sind. Weltweit zählt die mennonitische Gemeinschaft heute über eine Million Mitglieder mit Gemeinden von Kanada bis Tansania.

Auf der Großen Freiheit 73–75 sind bis heute zwei ehemalige Gebäude der mennonitischen Gemeinde erhalten. Das eigentliche Kirchengebäude lag jedoch, wie auch bei der bereits genannten römisch-katholischen und reformierten Gemeinde, nicht direkt an der Straße, sondern zurückgesetzt im Innenhof.

Das jüdische Altona

Nur wenige Schritte von den Gebäuden der mennonitischen Gemeinde entfernt verlief kaum sichtbar ein dünner Draht über den Dächern der Straße. Er spannte sich weiter hinunter bis zur St. Joseph-Gemeinde, führte an der reformierten Kirche vorbei, kreuzte das Nobistor und verlief von dort aus um das Stadtgebiet Altonas.

Dieser Draht war Teil eines Eruv, einer symbolischen Umgrenzung, die es jüdischen Gläubigen erlaubte, am Sabbat bestimmte Tätigkeiten im öffentlichen Raum auszuüben. Denn nach den Geboten der Tora ist es an diesem Ruhetag unter-

sagt, Lasten außerhalb des eigenen Hauses zu tragen. Doch der Eruv verwandelte die Stadt in einen geschlossenen Raum, in dem das Tragen nach den religiösen Gesetzen erlaubt war. Auf diese Weise ließ sich das städtische Leben mit den Anforderungen des Sabbats in Einklang bringen.

Bereits im 17. Jahrhundert entwickelte sich Altona zu einem wichtigen Ort jüdischen Lebens im norddeutschen Raum. Im Jahre 1641 bestätigte und erweiterte der dänische König Christian IV. die bereits bestehenden Rechte und erließ ein sogenanntes Generalprivileg.¹⁰ Das Privileg garantierte den jüdischen Gemeinden landesherrlichen Schutz sowie die Errichtung von Synagogen und eigenen Begräbnisplätzen. Dazu gehörte der bis heute erhaltene jüdische Friedhof an der Königstraße.¹¹ Er umfasst zwei getrennte Bereiche: einen für die portugiesische und einen für die hochdeutsche Gemeinde.

Vom Beten zum Feiern

Zwar war die religiöse Vielfalt in Altona zunächst ein politisches und ökonomisches Kalkül, das die Stadt stärken und im Wettbewerb mit Hamburg attraktiv machen sollte. Doch bemerkte schon ein Zeitgenosse, dass dabei mehr geschah als bloße Standortpolitik. Geistliche sahen sich gezwungen, theologisch tiefer zu argumentieren und zugleich einen untadeligen Lebenswandel vorzuleben – kurz, sich spürbar mehr zu bemühen, damit ihre Gemeinden nicht zu anderen Konfessionen oder Religionen abwanderten.¹² Ein Gewinn dieser Vielfalt lag somit in einer geschärften Reflexion religiö-

ser Praxis und theologischen Denkens. Zugleich bereicherte sie unmittelbar das Gemeinwesen. So sei die mennonitische Gemeinde »eine wahre Wohltat für die Menschheit und besonders unserer Stadt geworden«, schrieb der Altonaer Pastor Johann Adrian Bolten.¹³ Er war Geistlicher an der St. Trinitatiskirche, der lutherischen Hauptkirche Altonas, deren hoher Kirchturm selbst vom Hamburger Spielbudenplatz aus gut zu sehen war.

Die beiden einst von Glaubensflüchtlingen geprägten Straßenzüge Kleine Freiheit und Große Freiheit wandelten sich im 19. Jahrhundert grundlegend. Auf der Hamburger Seite des Nobistors entwickelte sich die Vorstadt, der »Hamburger Berg«. Durch den Spielbudenplatz entwickelte sich das Gebiet zu einem beliebten Vergnügungsviertel. Im Jahr 1833 erhielt das Quartier schließlich seinen heutigen Namen: Es wurde nach der lutherischen St. Pauli Kirche am Pinnasberg offiziell in St. Pauli umbenannt.

Wo religiöse Flüchtlinge einst ihre Freiheit gefunden hatten, drängten sich nun Seeleute, Prostituierte und Vergnügungsstätten. Konfrontiert mit diesem bunten Treiben schrieb etwa der Reisende John Cairns im Jahre 1895 in einem Brief an die schottische Heimat, dass St. Pauli vom Teufel in eine Brutstätte des Verderbens verwandelt worden sei: »Mein lieber Herr, bete für diese schuldbeladene und gottverlassene Stadt.«¹⁴

Heute erinnert kaum noch etwas daran, dass am Nobistor so viel gebetet wurde. Von den früheren Kirchen auf der Großen Freiheit ist nur die römisch-katholische erhalten geblieben, die sich selbst als der »älteste Club auf St. Pauli« bezeichnet. Doch die religiöse Vielfalt auf dem Kiez ist lebendig

geblieben. Neben den christlichen und jüdischen Spuren aus früherer Zeit rund um die »Freiheiten« sind heute neue religiöse Adressen hinzugekommen. Dazu zählen die alevitische Gemeinde Hamburg e.V. am Nobistor 33–35 und wenige Schritte entfernt die Yeni-Beyazıt-Moschee der Islamischen Gemeinde Nobistor e.V. Hamburgs Verbindung zum Islam hat eine lange Tradition: Im Jahr 1694 veröffentlichte der Theologe Abraham Hinckelmann hier eine vollständige Koranübersetzung in arabischer Sprache. Dieser Hamburger Druck gilt als das weltweit älteste erhaltene Exemplar seiner Art.¹⁵

Ein gutes Nebeneinander verschiedener Religionen entsteht nicht von selbst. Vielleicht liegt genau darin bis heute der Geist der Großen Freiheit, im mutigen Ja zu Offenheit und der Bereitschaft, anderen Glaubensrichtungen Raum zu geben. Doch es braucht rechtlichen Schutz und eine Nachbarschaft, die respektvoll mit Vielfalt umgeht. Der Kiez könnte als Vorbild für ein solches Experiment dienen.

Literatur

- Bolten, J. A. (1790). Historische Kirchen-Nachrichten von der Stadt Altona und deren verschiedenen Religions-Partheyen, von der Herrschaft Pinneberg und von der Grafschaft Ranzau, Band 1, Altona.
- Braun, H. (1959). Der Hamburger Koran von 1694. In: Voigt, C., Zimmermann, E. (Hg.). *Libris et litteris*. Festschrift für Hermann Tiemann zum 60. Geburtstag am 9. Juli 1959, Hamburg, S. 149–166.
- Freimark, P. (2005). Zum Verhältnis von Juden und Christen in Altona im 17. und 18. Jahrhundert. In: Lorenz, I. (Hg.). *Zerstörte Geschichte. Vierhundert Jahre jüdisches Leben in Hamburg*, Hamburg, S. 291–317.
- Hinckelmann, A. D. (2005). *Al-Coranus S. Lex Islamitica Muhammedis, Filii Abdallae Pseudoprophetae*, Hamburg.
- Kopitzsch, F. (2010). Altona. In: Ders., Tilgner, D., *Hamburg Lexikon*, Hamburg 2010, S. 31–35.

- Kopitzsch, F. (2015). Altona. Epochen und Facetten einer Stadtgeschichte. In: Hans-Jörg Czech, Franklin Kopitzsch und Vanessa Hirsch (Hg.). 350 Jahre Altona. Von der Verleihung der Stadtrechte bis zur Neuen Mitte (1664–2014), Dresden, S. 16–37.
- Macewen, A. R. (1895). *Life and Letters of John Cairns*, London.
- Schmidt, L. H. (1747). Versuch einer historischen Beschreibung der an der Elbe belegenen Altona, Altona/Flensburg.
- Stoever, J. H. (2005). Über die Juden in Altona. In: Lorenz, I. (Hg.). *Zerstörte Geschichte. Vierhundert Jahre jüdisches Leben in Hamburg*, S. 319–321.
- Studemund-Halévy, M. (2015). Der lange Weg zum Weltkulturerbe. Der Portugiesenfriedhof an der Königstraße. In: Czech, H.-J., Kopitzsch, F., Hirsch, V. (Hg.). 350 Jahre Altona. Von der Verleihung der Stadtrechte bis zur Neuen Mitte (1664–2014), Dresden, S. 84–95.
- Wichmann, E. H. (1865). *Geschichte Altona's. Unter Mitwirkung eines Kenners der vaterstädtischen Geschichte, Altona.*

Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte Altonas: Kopitzsch (2015).
- 2 Kopitzsch (2015), S. 18.
- 3 Freimark (2005), S. 292.
- 4 Kopitzsch (2010), 32–33.
- 5 Bolten (1790), S. 39.
- 6 Schmidt (1747), S. 138.
- 7 Schmidt (1747), S. 138.
- 8 Wichmann (1865), S. 33–34.
- 9 Bolten (1790), S. 355.
- 10 Freimark (2005), S. 292.
- 11 Studemund-Halévy (2015).
- 12 Schmidt (1747), S. 192–193.
- 13 Bolten (1790), S. 290.
- 14 Macewen (1895), S. 153.
- 15 Hinckelmann (1694). Vgl. Braun (1959).

Gegen eine eintönige
Welt voller roter
Rosen. Die vielfältige
Gestaltungskraft der
Sprache.

Giovanna Caruso, 15. Juli 2025

Gegen eine eintönige Welt voller roter Rosen.
Die vielfältige Gestaltungskraft der Sprache.

Giovanna Caruso, 15. Juli 2025

Sprache ermöglicht es uns, die Vielfalt der Welt auszudrücken und zu gestalten, Wahrnehmungen, Gefühle und Beziehungen zu benennen und unsere Identität zu formen. Durch Zusammenspiel von Objekt und Subjekt wird so die Symphonie der Vielfalt komponiert.

Die Namen der Rosen

Stellen Sie sich vor, Sie stehen in einem Garten voller roter Rosen und jemand fragt Sie, welche Blumen Sie gerade betrachten. Sie könnten antworten: »Rosen.« Sie könnten aber auch sagen: »Ich sehe Beetrosen, Kletterrosen, Edelrosen, Strauchrosen, Bodendeckerrosen, Zwergrosen und Wildrosen.« Und nun fragt man Sie: »Welche Farbe haben diese Rosen?« »Rot« wäre eine mögliche Antwort. Sie könnten aber auch antworten: »Orangerot, Scharlachrot, Zinnoberrot, Feuerrot, Mittelrot, Hochrot, Blutrot, Karminrot, Purpurrot, Weinrot, Braunrot.« Und nun stellen Sie sich vor, jemand bittet Sie, Ihre Stimmung zu beschreiben, während Sie an einer dieser Rosen riechen. Eine mögliche Antwort wäre: »Ich fühle mich dabei wohl.« Sie könnten aber auch sagen: »Ich fühle mich glücklich, zufrieden, heiter, ruhig, ausgeglichen, gelassen, unbeschwert, gerührt, friedlich, ungestört, besonnen.« Stellen Sie sich vor, Sie müssten vor einer Kommission

eine Präsentation halten. Sie könnten mit den Worten »Sehr geehrte Damen und Herren« beginnen, aber auch mit »Sehr geehrte Präsidentin, sehr geehrte Mitglieder der Kommission, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen«.

Vielgestaltig frei

Diese einfachen Beispiele zeigen, wie vielfältig selbst die einfachsten Dinge, Wahrnehmungen, Gefühle oder sozialen Verhältnisse sind. Blicken wir über die Grenzen unseres Rosengartens hinaus auf zwischenmenschliche Beziehungen, unterschiedliche Gewohnheiten und Konventionen, Traditionen, ethische Vorstellungen, Kulturen, Sprachen, Religionen oder Wirtschafts- und Politiksysteme, so erkennen wir überwältigende Vielfalt. Sie ist ein unüberschaubares Geflecht aus kleinen Nuancen und großen Unterschieden, aus Individuum und System, aus Minderheiten und Mehrheiten sowie Erzählungen und Weltanschauungen. Gerade diese unendliche Mannigfaltigkeit ist ein greifbares Zeichen der absoluten Freiheit des Menschen. Gerade weil er grundsätzlich frei ist, verwirklicht er sich auf immer neue und unvorhersehbare Weise und gestaltet damit sein Leben und seine Welt. Aus diesem Grund ist Vielfalt ein positiv besetzter Begriff, der mit Freiheit, Selbstbestimmung, Reichtum, Wohlstand, Offenheit und Entwicklung einhergeht. Er wird von allen Kulturen befürwortet und unterstützt, die die menschliche Freiheit zu einem ihrer Grundprinzipien gemacht haben.

Worte und Wahrnehmung

Die angeführten Beispiele zeigen zugleich, dass die Vielfalt unserer Welt auch durch Sprache zum Ausdruck kommt. Sie stellt den Menschen vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung. Diese betreffen die Identifikation von Gegenständen sowie die Art und Weise, wie Menschen die Welt wahrnehmen. Ein Beispiel hierfür ist die Beschreibung einer Rose im Garten. Der Mensch kann durch Sprache auch das eigene Selbst zum Ausdruck bringen, das heißt, er kann äußern, wie er emotional von der Welt bewegt wird, welche Gemütszustände seine Handlungen begleiten oder seine Entscheidungen bewirken. Auch die vielfältigen zwischenmenschlichen Verhältnisse, die die soziale Welt ausmachen, können durch Sprache ausgedrückt werden wie im Falle der einleitenden Worte zu einem Vortrag vor einer Prüfungskommission. Selbst Gedanken kommen durch Sprache zum Ausdruck. Während ich diesen Essay verfasse, frage ich mich, mit welchen Wörtern und Sätzen aus den vielen, die die Sprache bietet, ich meine Gedanken am besten ausdrücken und verständlich machen kann.

Die Sprache ermöglicht es somit, die Vielfalt der natürlichen, emotionalen, sozialen und sogar der Gedankenwelt zum Ausdruck zu bringen. Sie ist ein Garant der Vielfalt.

Die Sprache hat jedoch nicht nur eine Ausdrucksfunktion. In seinen zahlreichen Sprachanalysen macht Wilhelm von Humboldt deutlich, dass die Funktion der Sprache nicht darin besteht, bereits vorhandene Dinge oder Tatsachen abzubilden: »In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht notwendig die ganze Art der subjektiven Wahrnehmung der

Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes.«¹ Das bedeutet, dass die Begriffe, die wir benutzen, um so etwas wie eine »rote Rose« zu beschreiben, Ergebnisse eines Prozesses sind, in dem sich Subjekt und Objekt begegnen, sich gegenseitig vermitteln und eine bestimmte Ansicht der Dinge und der Welt entsteht und zum Ausdruck kommt – wie die Ansicht einer »orangeroten Rose«. Eine solche Rose existiert an sich nicht. Sie wird erst dann zu einer orangeroten Rose, wenn der Mensch sie als solche benennt – in seiner kulturell und geschichtlich bestimmten Verortung. Humboldt vertritt die Auffassung, die Sprache sei »nicht bloss, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, der Abdruck der Ideen eines Volkes [...]; sie ist die gesamte geistige Energie desselben, gleichsam durch ein Wunder in gewisse Töne gebannt«.² Die Funktion der Sprache besteht also nicht darin, eine bereits vorhandene Welt abzubilden oder auszudrücken. Vielmehr formt Sprache die jeweilige Welt mit. Unterschiedliche Sprachen sind somit keine unterschiedlichen Bezeichnungen für dieselben Dinge. Sie entsprechen vielmehr unterschiedlichen Weltansichten: »Mehrere Sprachen sind nicht ebenso viele Bezeichnungen einer Sache; es sind verschiedene Ansichten derselben.«³

Rosen klettern nicht

Diese Gestaltungsfunktion der Sprache wird von Ernst Cassirer aufgegriffen und weiter spezifiziert. Im Rahmen seiner Kritik der Kultur definiert Cassirer die Sprache als eine sym-

bolische Form, das heißt, als eine Art und Weise, wie sich der menschliche Geist ausdrückt und dabei die Welt gestaltet. Wörter und Sätze – so die grundlegende Idee – bilden nicht bereits gegebene Dinge, Tatsachen und Ereignisse ab. Sie geben nicht etwas wieder, das schon unabhängig von ihnen existiert. Wörter und Sätze haben vielmehr eine Gestaltungsfunktion, die sich auf unterschiedlichen Ebenen feststellen lässt, was an den zu Beginn eingeführten Beispielen erkennbar ist.

Wie bei Humboldt dient die Sprache auch bei Cassirer als »Mittel der Gegenstandsbildung«.⁴ Unsere Begriffe konstituieren die Dinge, die wir wahrnehmen. Durch den Begriff Kletterrose wird zum Beispiel ein Unterschied zur Edelrose aufgemacht, der im Begriff Rose nicht berücksichtigt wird. Rosen klettern aber nicht und sind auch nicht edel! Diese Begriffe sind das Ergebnis einer kulturell und geschichtlich geprägten Vermittlung zwischen Mensch und Ding. Dadurch haben die wahrgenommenen Gegenstände eine bestimmte Gestalt angenommen, die in der Sprache und durch die Sprache zum Ausdruck kommt. Je reicher die Sprache ist, desto vielfältiger ist die Gegenstandswelt. Die Sprache wird somit auch zum Garanten der Vielfalt der Gegenstandswelt.

Dieser Konstitutionsprozess betrifft überdies das Selbstbewusstsein und die Willenswelt. Auch Gefühle oder Wünsche sind nicht erst beim Menschen vorhanden und werden dann durch die Sprache lediglich geäußert und kommuniziert. Vielmehr formen sich durch die Sprache Gefühle und Willensregungen sowie das Bild, das jeder Mensch von sich selbst hat und das an andere bewusst oder unbewusst vermittelt wird.⁵ Meine Angst, meine Freude und meine Unsicherheit sind nicht irgendwo in mir vorhanden und werden dann

durch diese Namen zum Ausdruck gebracht. Sie werden zu meinen Gefühlen und meinen Modi der Befindlichkeit, sobald ich einen Begriff dafür habe und sie daher – innerlich oder äußerlich – benennen kann. Sobald das geschieht, sobald ein Mensch einen Namen für Gefühle, Empfindungen, Wünsche, Träume usw. hat, entsteht diese Mannigfaltigkeit von Gemütsgehalt⁶ oder Seinsmöglichkeiten⁷ des Bewusstseins. Er kann sie benennen, und das bedeutet, sich von ihnen zu distanzieren und sich zu dieser Vielfalt in der Einheit des eigenen Ichs zu verhalten. Dank der Sprache kann der Mensch über seine Gemütszustände und Willensregungen reflektieren und davon ausgehend Entscheidungen treffen und somit sein Leben als freier Mensch führen. In diesem Sinne ist die Sprache auch Garant der Vielfalt des Lebens.

Welt gestalten

Der Mensch ist jedoch nie alleine in einer Welt. »Neben der Welt der ›äußeren‹ Gegenstände und neben der Welt des eigenen Ichs aber ist es die soziale Welt, die durch die Sprache erst eigentlich aufgeschlossen und die durch sie erst fortschreitend erobert wird.«⁸ Durch die Sprache wird daher auch unsere soziale Welt also nicht einfach abgebildet, sondern aktiv mitgestaltet. Die Sprache, die ein Kind zum Sprechen erlernt, ist kein neutrales Zeichensystem, das lediglich dazu dient, sich über Dinge und Sachverhalte auszutauschen und sich verständlich zu machen. Beim Erlernen einer Sprache lernt ein Kind automatisch auch die dazugehörige Kultur mit ihren Sitten, Gebräuchen, Traditionen, der Art des Miteinanders,

den kulturellen Praktiken, den sozialen Rollen und Strukturen sowie den Religions- und Selbstvorstellungen kennen.

All das ist in einer Sprache verkörpert und wird mehr oder weniger direkt vermittelt. Einerseits entsteht dadurch eine gewisse Verbindlichkeit, die die Sprache – als Verkörperung einer bestimmten kulturellen Welt – mit sich bringt. Andererseits zeigt sich die Sprache nicht als ein geschlossenes System. Täglich entstehen neue Begriffe, die die vielfältigen Veränderungen unserer sozialen Welt in sich aufnehmen, mitbestimmen und zum Ausdruck bringen. Ständig bilden sich neue Begriffe im Zusammenhang mit dem technischen und technologischen Fortschritt (künstliche Intelligenz, ChatGPT, Cyberabwehr), im Kontext aktueller politischer und ökonomischer Ereignisse (Coronaleugner, Energiekrise, Willkommenskultur), im Hinblick auf gegenwärtige Krisen (Umweltkatastrophe) oder auch im Zusammenspiel mit tiefgreifenden, strukturellen Veränderungen unseres Soziallebens (Gendergerechtigkeit, Mobbing). In all diesen Kontexten bildet Sprache Dinge und Ereignisse, die an sich schon existieren, nicht einfach ab. Die Sprache gestaltet diese Dinge und Ereignisse vielmehr mit. Sie gestaltet den technologischen Fortschritt, politische und ökonomische Ereignisse, gegenwärtige Krisen und alle sozialen Verhältnisse unseres Lebens. Dank ihrer nahezu grenzenlosen Kombinationsmöglichkeiten ermöglicht sie es, die komplexe Vielfalt dieser Prozesse zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen. Auch für die soziale Welt ist die Sprache also ein Garant der Vielfalt.

Nuancenreichtum

Die Sprache erweist sich somit in dreifacher Hinsicht als Garant der Vielfalt: in Bezug auf die Welt der Gegenstände und ihre Eigenschaften, in Bezug auf die innere Welt des Selbstbewusstseins, der Gefühle und des Willens sowie in Bezug auf die soziale Welt. Zugleich ist sie ein Werkzeug, um diese Vielfalt weiterzuentwickeln und mitzugestalten.

Dies bedeutet jedoch auch, dass die Vielfalt der Welt konstitutiv von der Sprache abhängig ist. Die Vielfalt ist nicht einfach gegeben und sollte nicht als selbstverständlich angenommen werden. Es besteht ständig die Gefahr, dass die Vielfalt in Einheit mündet, beziehungsweise die Gefahr, dass ganze Weltansichten oder auch kleine Details verloren gehen, weil unsere Sprache keine Begriffe (mehr) dafür hat oder weil sich bestimmte Begriffe und Weltansichten durchsetzen und keinen Raum für Vielfalt lassen.

Dies passiert beispielsweise, wenn die Sprache ärmer wird. Wenn Begriffe, Sätze und Erzählungen die Welt mitgestalten, dann gilt: Je vielfältiger die Sprache, desto vielfältiger die innere und äußere Welt des Menschen. Selbstverständlich kann man weiterhin sagen: »Ich rieche eine rote Rose und dabei fühle ich mich wohl.« Durch die Sprache kann man jedoch eine viel nuanciertere Beschreibung der wahrgenommenen Blume und der dabei empfundenen Gefühle vermitteln. Dadurch tritt nicht nur die Vielfalt der Welt in Erscheinung. Der Mensch gestaltet diese Vielfalt mit und gewinnt dabei mannigfaltigere Einblicke in seine eigenen Gemütszustände, wodurch er auch eine bessere Selbsterkenntnis erlangt. Vielleicht erlebt der Mensch dabei sogar die Grenzen einiger Be-

griffe, die den Wahrnehmungen und Empfindungen nicht vollkommen entsprechen, und wird dadurch angeregt, neue Begriffe zu suchen oder sogar zu erfinden. Wo die Sprache jedoch nicht mehr in der Lage ist, Unterschiede zu benennen, Nuancen zu begreifen und Besonderheiten zu erfassen, wird die Welt gleichförmig – eine eintönige Welt voller roter Rosen.

Das Gleiche passiert, wenn sich bestimmte Erzählungen so stark durchsetzen, dass sie keinen Raum für weitere lassen. Unsere Sprache besitzt Gestaltungskraft. Das heißt, wir Menschen können durch unsere Begriffe, Sätze und Erzählungen entscheiden, wer wir sein wollen und in welcher Welt wir leben möchten. Wenn wir einem Kommilitonen sagen, dass er ein Dummkopf ist, dann machen wir ihn zu einem. Wenn wir sagen, dass wir eine ausweglose Krisenzeit erleben, haben wir jeder Hoffnungsperspektive die Tür zugesperrt. Wenn wir sagen, dass wir uns bewaffnen müssen, um uns zu verteidigen, dann haben wir die Welt bereits zu einem Schlachtfeld gemacht, auf dem es nur Freunde oder Feinde gibt. Auch solche Erzählungen verwandeln einen Garten in eine eintönige Welt voller roter Rosen.

Vielfalt bewahren, Vielfalt gestalten

Die Vielfalt unserer inneren und äußeren Welt ist ständig durch solche Gefahren bedroht. Ein reflektierter Umgang mit unserer Sprache ist eines der wirksamsten Mittel, um dem Verlust von Vielfalt in unserer Welt entgegenzuwirken. Alltägliche Begriffe zu hinterfragen, gewöhnliche Ausdrücke

zu reflektieren und selbstverständlich gewordene Erzählungen, die uns direkt oder indirekt vermittelt werden und die wir weitervermitteln, zu ergründen, wird für den Menschen zu einer dringenden Aufgabe, um Vielfalt zu bewahren und mitzugestalten.

Anmerkungen

- 1 Humboldt, W. v. (1836). Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. In: Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Schriften. Hg. von Albert Leitzmann. Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903–1936, Bd. VI, 111–303, 119.
- 2 Humboldt, W. v. (1903–1936). Gesammelte Schriften. Hg. von Albert Leitzmann. Ausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, Bd. VII, 602.
- 3 Ebd.
- 4 Cassirer, E. (1932). Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt. In: Cassirer, E. Schriften zur Philosophie der symbolischen Formen. Hg. von Marion Lauschke, Hamburg 2009, 191–217, 196.
- 5 Vgl. ebd. 202–203.
- 6 Emotionale oder psychologische Zustände und deren Ausdruck, die das innere Erleben und Verhalten eines Menschen prägen. Sie umfassen verschiedene Gefühle wie Freude, Trauer, Wut und Zufriedenheit.
- 7 Seinsmöglichkeiten bezeichnen die unterschiedlichen Formen und Wege, in denen menschliches Dasein gestaltet und erfahren werden kann.
- 8 Ebd., 207.



Cocorico!

Kukuryku!

¡Quiquiriqui!

Wo wo!

Chicchirichi!

Kokekokkō!

Cock-a-doodle-doo!

Mehrsprachig – aber kein Babel: Sprachenvielfalt im Reich der Karolinger

Philippe Depreux, 15. November 2025

Mehrsprachig – aber kein Babel:
Sprachenvielfalt im Reich der Karolinger

Philippe Depreux, 15. November 2025

Latein war das Englisch des Mittelalters: Im Karolingerreich traf nach Einheit strebende Verwaltung auf Völkervielfalt. Zwischen lateinischer Elitekultur und volkssprachigem Alltag entschied Mehrsprachigkeit über Macht, Recht und das Seelenheil.



Abb. 1: Porträt eines Mannes (Paris, Bibliothèque nationale de France, lat. 12048, fol. 9v.)

Latein hatte im frühmittelalterlichen Europa die Stellung, die Englisch im heutigen Europa (und in der ganzen Welt) einnimmt: Als *lingua franca* war das *die* Sprache, die alle Mitglieder der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Elite beherrschen mussten. Latein war die Verwaltungssprache, die es ermöglichte, überall verstanden zu werden: In dieser Sprache wurde das Recht öffentlich bekannt gemacht, aber auch Anweisungen an die Amtsträger und die Bevölkerung verkündet und Privilegien oder sonstige Urkunden verfasst. Trotz dieser vermeintlichen Einheit gab es eine Vielfalt, was das Sprachniveau betrifft. Für das Verfassen eines hagiographischen Textes (möglicherweise mit einem aufwendigen Prolog, aber vielleicht auch mit einer kunstvollen Fassung in Versform) schrieb man mit einem anderen Anspruch an die Qualität als bei der Niederschrift einer Sonntagspredigt an das Volk oder des Protokolls einer Gerichtsverhandlung. Es gibt die Sprache des Gelehrten und die Sprache des Bauern. Ein und dieselbe Person konnte diese verschiedenen Sprachebenen benutzen.¹ Nichtsdestoweniger ist uns das kulturelle Umfeld der großen Mehrheit der Bevölkerung kaum bekannt. In einer kulturell von Geistlichen dominierten Welt kommen »einfache« Leute (wohl über 95 Prozent der damaligen Bevölkerung) kaum zum Vorschein – manchmal aber eben doch, etwa bei der Illuminierung von Handschriften. Selten werden einfache Laien dargestellt, wie im Sakramentar von Gellone, das im burgundischen Kloster Flavigny gegen Ende des 8. Jahrhunderts angefertigt wurde (Abb. 1).

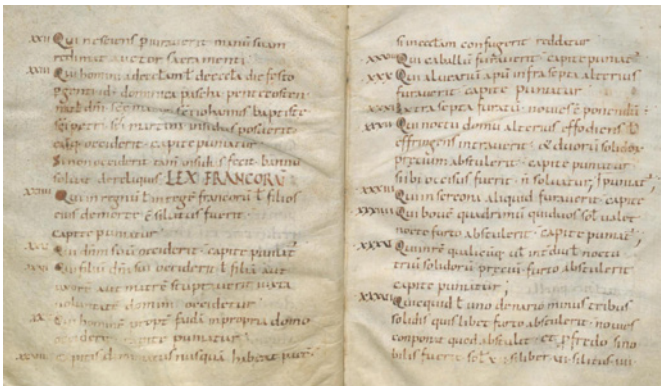


Abb. 2: Rechtssammlung mit u. a. dem frühmittelalterlichen Sachsenrecht, *Lex Saxonum* (Münster, Staatsarchiv, msc. VIII. 5201, S. 10–11.)

Ideal der Einheit trotz Völkervielfalt

Im Reich der Karolinger, das sich vom Ebro bis zur Elbe und vom Atlantik bis zum Böhmisches Wald und zur italienischen Halbinsel erstreckte, herrschte eine große Völkervielfalt, deren Einheit im christlichen Glauben immer wieder beschworen wurde.² Diese Vielfalt wird vor allem am Recht deutlich. Trotz allgemeingültiger Herrschererlasse lebte jeder Einzelne unter seinem Eigenrecht. Es konnte sein, dass in einer gewissen Region neben dem römischen Recht, das u. a. für Geistliche gültig war, eine Person alemannischer Herkunft und ihr Nachbar fränkischer Abstammung sich auf ihr jeweils gültiges Recht berufen wollten, durften und konnten. Dies wird durch Rechtssammlungen dokumentiert, die das Recht verschiedener Völker beinhalten und für die Rechtsprechung an ein und demselben Ort notwendig waren.

Vom 8. bis ins frühe 11. Jahrhundert gibt es mehrere Beispiele solcher Rechtskompendien (in jeweils anderer Zusammenstellung der *Leges*) in Aquitanien wie in Italien, in Bayern wie in Sachsen – so beispielsweise in Corvey, wo man um 945 das Recht der Sachsen (*Lex Saxonum*) und einen Teil des Rechts der Thüringer (*Lex Thuringorum*) samt Kapitularien kopierte.³ Dort hatte man die bittere Erfahrung der Unterwerfung Sachsens unter Karl dem Großen noch in lebhafter Erinnerung. In der Überschrift zu einer Bestimmung, in der Rebellion mit dem Tod bestraft wird, wird diese Maßnahme explizit als »fränkisches Gesetz (*Lex Francorum*)« bezeichnet (Abb. 2). Die fränkische Sichtweise auf die Eingliederung Sachsens in das Frankenreich war eine andere. In seiner *Vita Karoli* vertrat Einhard die Meinung, dass die Sachsen durch ihre Bekehrung zum Christentum »mit den Franken zu einem Volk sich verbanden«⁴ (die gleiche Auffassung findet man auch im Bericht über Translation des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen um die Mitte des 9. Jahrhunderts, der im Auftrag eines Nachfahren Widukinds, des Anführers des sächsischen Widerstandes gegen Karl den Großen, verfasst wurde).⁵

Die Vielfalt im Reich der Karolinger ist nicht nur an der rechtlich begründeten ethnischen Identität der dort ansässigen Völker sichtbar, sondern auch an den vielen »Ausländern«, die dort lebten – zum Beispiel Menschen angelsächsischer, irischer oder spanischer Herkunft. Sie werden nicht als Volk, sondern als Einzelperson oder als Mitglieder einer kleinen Gruppe fassbar. Daraus entstand eine Vielfalt sprachlicher Natur,⁶ die hier nun aus einer sozialgeschichtlichen Perspektive geschildert werden soll.

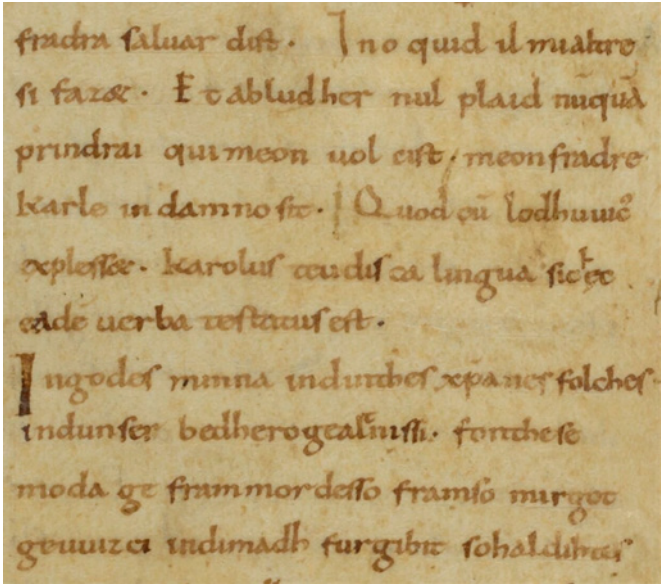


Abb. 3: Straßburger Eide (Ausschnitt, Bibliothèque nationale de France, ms. lat. 9768, fol. 13r)

Die Straßburger Eide

Als im Februar 842 zwei Söhne Kaiser Ludwigs des Frommen sich eidlich gegenseitige Unterstützung im Kampf gegen ihren Bruder, Kaiser Lothar, versprachen, haben sie jeweils in der Sprache der anderen Seite ihren Eid geleistet. Damit er von den Westfranken verstanden wurde, schwor König Ludwig der Deutsche in romanischer Sprache, und der westfränkische König schwor umgekehrt in germanischer Sprache, damit er von den Ostfranken verstanden wurde. Der Text

findet sich in der von ihrem Verwandten Graf Nithard verfassten Erzählung über den Streit, der das fränkische Reich zu Beginn der 840er Jahre erschütterte. Ein Auszug davon ist hier in einer Handschrift aus dem frühen 11. Jahrhundert zu sehen (Abb. 3). Es handelt sich um das Ende von Ludwigs Eid, gefolgt von Nithards lateinischer Einleitung zu Karls Eid und dem Anfang seines Schwures (*»In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi«* und so weiter – das heißt: »aus Liebe zu Gott und für das Heil des christlichen Volkes sowie unser beider Heil« und so weiter) – drei Sprachen in nur wenigen Zeilen!⁷ Es wäre falsch zu behaupten, dass wir es hier mit »Deutschen« und »Franzosen« zu tun hätten, denn dieser Unterschied ist völlig anachronistisch. Obwohl er über romanische Gebiete herrschte, war die Muttersprache des in Frankfurt geborenen und in Aachen aufgewachsenen Karl eine germanische Sprache (seine Mutter, Kaiserin Judith, war eine Alemannin), sein Vater hatte ab seinem vierten Lebensjahr über dreißig Jahre in Aquitanien gelebt – das heißt in einem Romanisch sprechenden Umfeld. Daher beherrschte Karl der Kahle beide Sprachen. Damals war Mehrsprachigkeit innerhalb der politischen Elite etwas Normales – im Gegensatz zu den einfachen Leuten (bei der Eidleistung in Straßburg werden die Mitglieder des Heeres beider Herrscher angesprochen). Immer wieder war doch eine Übersetzung nötig. Ab und zu wird in den Quellen auf den Einsatz von Dolmetschern hingewiesen – beispielsweise bei Versammlungen.⁸



Abb. 4: Karl der Große und König Pippin von Italien als Gesetzgeber
(Modena, Biblioteca Capitolare, O. I. 2, fol. 154v.)

Mobilität und Mehrsprachigkeit

In seiner Biografie Karls des Großen schreibt Einhard, dass der Kaiser nicht nur seine Muttersprache sprach, »sondern er widmete sich auch der Erlernung fremder Sprachen. Darunter brachte er es im Lateinischen so weit, dass er es wie seine Muttersprache redete, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen.«⁹ Im frühmittelalterlichen Europa war die sprachliche Vielfalt in den verschiedenen Regionen in unterschiedlichem Maße spürbar – damals war zum Beispiel Griechisch nicht nur an den Küsten Italiens, sondern auch mitten in Rom eine geläufige Sprache (ein beeindruckendes Beispiel der Mischung von Sprachen bietet die Liturgie der Kathedrale von Benevent).¹⁰

Sprachenvielfalt war innerhalb der Elite insofern notwendig, als diese Leute sehr beweglich sein mussten – so wurden nach der Eroberung des Langobardenreichs durch Karl den Großen Grafen Amtsträger aus den Gebieten nördlich der Alpen dorthin geschickt.¹¹ Ein eindrucksvolles Beispiel bietet das Leben Eberhards von Friaul († 866), der der Familie der Unruochinger angehörte, die im heutigen Nordfrankreich und Belgien ansässig waren. Gegen Ende der 820er Jahre wurde er von Kaiser Ludwig dem Frommen nach Norditalien als Verwalter der Grenzregion geschickt, aber den Kontakt zu seiner Heimat verlor er nie, denn er gründete unweit von Lille die Abtei Cysoing um 854. Wenn wir davon ausgehen, dass er einige seiner in seinem Testament aufgelisteten Bücher gelesen hat, war er ein hochgebildeter Mensch.¹² Wir wissen nicht, welche Sprachen er im Alltag gesprochen hat, aber eines ist sicher: In Flandern und in Italien musste

er unterschiedliche Sprachen fließend sprechen – und Latein wurde hier und dort bestimmt mit einer ganz anderen Färbung gesprochen! Sicher ist auch, dass er es mit unterschiedlichen Völkern zu tun hatte. Eine Handschrift aus dem späten 10. Jahrhundert, die die im Auftrag Eberhards durch Lupus von Ferrières um 836 zusammengestellte Rechtssammlung überliefert (Abb. 4), enthält nicht nur die *Lex Salica* und die *Lex Ribuaria*, sondern auch das Gesetzbuch der Langobarden, dasjenige der Alamannen sowie das der Bayern.¹³

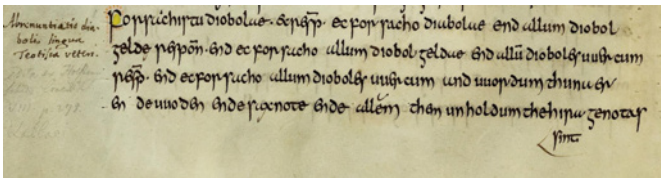


Abb. 5: Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 577, fol. 6v (Ausschnitt)

Sprache als Social Marker?

Die Sprachvielfalt war auch sozial bestimmt. Latein war im Karolingerreich die Sprache der Kleriker, aber die Priester mussten das Volk in dessen Sprache anreden. Ein berühmtes Beispiel dafür sind Anweisungen für die Taufe, wo beide Sprachen – Lateinisch und Volkssprache – gemischt werden, wie im sächsischen Taufgelöbnis in einer Handschrift, die wahrscheinlich im Kloster Hersfeld um 800 angefertigt wurde (Vatikan, Biblioteca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 577, fol. 6v-7r), wo die Befragung in der Volkssprache geschrieben ist, die Anweisungen an den Priester jedoch auf Latein (Abb. 5): *For-*

sachistu diabolae («Widersagst du dem Teufel»)? – *et respondet* («er/sie antwortet»): – *ec forsacho diabolae* («ich widersage dem Teufel») und so weiter. Dass für viele Priester die Umgangssprache nicht Latein war, wird durch einen Text nachgewiesen, dessen Überlieferung in der Volkssprache überhaupt nicht selbstverständlich ist. Es handelt sich um den Treueid dem Bischof gegenüber anlässlich einer Priesterweihe.¹⁴ Dies zeigt, dass es keine große sprachliche Kluft zwischen den Leuten und ihren Pfarrern gab. Er war einer von ihnen.¹⁵

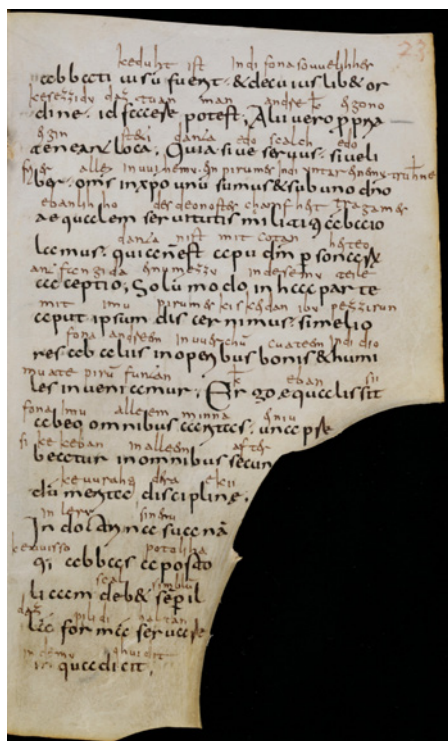


Abb. 6: *Regula Benedicti*, Kap. 2, § 17–23: Dort werden die Pflichten des Abtes thematisiert (St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 916, p. 23).

Der Eintritt ins Kloster bedeutete auch eine sprachliche Umstellung, die einige Zeit kostete – und möglicherweise einigen nie vollständig gelang. Sonst wäre es nicht notwendig gewesen, die Regel des hl. Benedikt mit einer interlinearen Übersetzung zu versehen. Um die Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert wurde im Kloster St. Gallen die älteste erhaltene Übersetzung der Benediktregel ins Althochdeutsche angefertigt.¹⁶ Der althochdeutsche Text wurde über den lateinischen Text geschrieben, weswegen von einer Interlinearversion gesprochen wird. Dieser Kodex ist keine Prachthandschrift, sondern eine Handschrift für den täglichen Gebrauch. Dafür wurden zum Teil Reststücke benutzt, wo der Schreiber sich dem ursprünglichen Schnitt des Pergamentblattes angepasst hatte. Es handelt sich um ein wichtiges Zeugnis dafür, dass nicht alle Mönche einwandfrei der lateinischen Sprache mächtig waren und dass eine Version in der Volkssprache vermutlich zumindest für Novizen notwendig war (Abb. 6). Der Eintritt ins Kloster bedeutete nicht zuletzt kulturelles Neuland für viele Novizen, die noch im Kindesalter – als von ihren Eltern »geschenkte Kinder« (*pueri oblati*) – in eine Klostergemeinschaft aufgenommen wurden.

Das Klosterleben bedeutete nicht unbedingt einen Bruch mit der Welt außerhalb der Klausur. Ein Beispiel dafür liefert Ratpert im 9. Jahrhundert. Er verfasste ein althochdeutsches Loblied, das zum Fest des hl. Gallus gesungen wurde. Allerdings ist dieses Gedicht (*carmen barbaricum*) nicht in der Originalsprache überliefert, sondern in der Übersetzung ins Lateinische, die ein anderer Gelehrter, der Mönch Ekkehart IV. († nach 1057), einige Generationen später angefertigt hatte, um diesen Text zu verewigen.¹⁷ Man kann streiten, ob

diese Entscheidung die Überlegenheit des Lateinischen über das Althochdeutsche um die Mitte des 11. Jahrhundert dokumentiert oder nicht – Tatsache ist, dass Mehrsprachigkeit ein Kennzeichen frühmittelalterlicher Eliten war.¹⁸

Anmerkungen

- 1 Banniard, M. (1992). *Viva voce. Communication écrite et communication orale du IVe au IXe siècle en Occident latin*, Paris.
- 2 Zur Vielfalt im Karolingerreich siehe Pierre Riché, *Die Welt der Karolinger*, Stuttgart 1981, 15–27.
- 3 Mordek, H. (1995). *Bibliotheca capitularium regum Francorum manuscripta. Überlieferung und Traditionszusammenhang der fränkischen Herrschererlasse*, München 1995, 378–386.
- 4 Einhard, *Leben Karls des Großen* (Kap. 7). In: Rau, R. (1955). *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte*, Bd. 1, Darmstadt, 177.
- 5 Wilfried Pabst, *Die Übertragung des Heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen (Translatio S. Alexandri)*. In: *Heilige Helfer. Die Reliquien Alexanders und Reginas im Spiegel der Osnabrücker Bistumsgeschichte*, hg. von Hermann Queckenstedt, Osnabrück 2001, 45–57.
- 6 Dazu siehe Wolff, P. (1971). *Sprachen, die wir sprechen: ihre Entstehung aus dem Lateinischen und Germanischen, von 100 bis 1500 n. Chr.*, München.
- 7 Nithard, *Vier Bücher Geschichten* (Buch 3, Kap. 5). In: Rau, *Quellen* (siehe Anm. 4), 441, eigene Übersetzung.
- 8 Schneider, R. (2012). *Vom Dolmetschen im Mittelalter: Sprachliche Vermittlung in weltlichen und kirchlichen Zusammenhängen*, Wien, 79–81.
- 9 Einhard, *Leben Karls des Großen* (Kap. 25). In: ebd., 197.
- 10 Beispiele dieser Liturgie aus dem 8.–11. Jh., die von der Liturgie der norditalienischen Kirche von Mailand geprägt war (deswegen wird von »ambrosianischer Liturgie« gesprochen), wurden 1993 von dem Musikwissenschaftler Marcel Pérès mit seinem Ensemble *Organum* aufgenommen: <https://www.harmoniamundi.com/en/albums/chants-of-the-cathedral-of-benevento-2/>. (abgerufen 12.11.2025)
- 11 Siehe Hlawitschka, E. (1960). *Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774–962)*, Freiburg. i. Br.

- 12 Provero, L., La Rocca, C. (2000). The Dead and Their Gifts. The Will of Eberhard, Count of Friuli, and His Wife Gisela, Daughter of Louis the Pious (863–864). In: Frans C. W. J. Theuws u. Janet L. Nelson (Hg.). *Rituals of Power. From Late Antiquity to the Early Middle Ages*, Leiden, 225–280.
- 13 Münsch, O. (2001). *Der Liber legum des Lupus von Ferrières*, Frankfurt am Main.
- 14 Esders, S., Mierau, H. J. (2000). Der althochdeutsche Klerikereid. Bischöfliche Diözesangewalt, kirchliches Benefizialwesen und volkssprachliche Rechtspraxis im frühmittelalterlichen Baiern, Hannover.
- 15 Patzold, S. (2020). *Presbyter. Moral, Mobilität und die Kirchenorganisation im Karolingerreich*, Stuttgart. Zu den althochdeutschen Textzeugnissen siehe Elias von Steinmeyer, *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler*, Berlin 1916.
- 16 Simmler, F. Zur deutschsprachigen handschriftlichen Überlieferung der *Regula Benedicti*. In: *Regulae Benedicti Studia* 16 (1987), 137–204.
- 17 Osterwalder, P. (1982). *Das althochdeutsche Galluslied Ratperts und seine lateinischen Übersetzungen durch Ekkehart IV. Einordnung und kritische Edition*, Berlin/New York.
- 18 Grotans, A. A. (2006) *Reading in Medieval St. Gall*, Cambridge, 124–125.

Vielfalt bei der Analyse von Manuskripten

Marina Creydt und Konrad Hirschler,
1. November 2025

Vielfalt bei der Analyse von Manuskripten

Marina Creydt und Konrad Hirschler, 1. November 2025

Ob Rinderhaut, Palmblatt oder Baumrinde: Die Materialität globaler Manuskriptkulturen ist vielfältig. Um Alter und Herkunft der Handschriften zu entschlüsseln, kooperiert modernste naturwissenschaftliche Forschung mit der Geschichtswissenschaft.

Vielfalt der Handschriftlichkeit

Seit Jahrtausenden nutzen Gesellschaften das geschriebene Wort, um Informationen auszutauschen. Dabei haben sie vielfältige Medien verwendet. Der Medienwandel vom Analogen zum Digitalen vollzieht sich derzeit rasant und hat erhebliche Auswirkungen auf die Kommunikation. Das Exzellenzcluster »Understanding Written Artefacts« (UWA) in Hamburg forscht zu Handschriften mit der ältesten überlieferten Tradition. Sie werden oft verallgemeinernd mit dem Sammelbegriff Manuskripte beschrieben, wobei man damit generell ein mittelalterliches (europäisches) Buch, den Kodex, assoziiert, das dem gedruckten Buch entgegengestellt wird. Handschriftlichkeit blieb auch nach der Einführung des Typendrucks eine der Hauptformen der Schriftlichkeit. In vielen Weltregionen gingen Gesellschaften erst im 19. oder gar 20. Jahrhundert zum Typendruck über, sodass diesem global gesehen eher eine marginale Rolle zukommt.

Aufgrund der Bedeutung der Handschriftlichkeit haben Gesellschaften vielfältige Schreibmaterialien und -stoffe verwendet.

Der Kodex ist dabei nur eine von vielen Buchformen. Um die unterschiedlichen Materialien zu erforschen, auf und mit denen geschrieben wurde, bedarf es einer breiten Palette an – idealerweise interdisziplinären – Ansätzen. Manuskriptforschung ist somit inhärent vielfältig. Das Ziel der Forschung besteht darin, die Kontexte der Erstellung (von wem, für wen, wann, wo und so weiter) sowie die weiteren Nutzungs- und Besitzverläufe bis in die Gegenwart zu erfassen. Dies ist unter anderem wichtig, um die Herkunft von Schriftartefakten zu klären und damit Debatten über ihre mögliche Rekonstitution, etwa in Form von Rückgabe im Falle von Raubgut, zu befördern. Im Folgenden wollen wir beispielhaft einige geistes- und naturwissenschaftliche Ansätze zur Erforschung handschriftlicher Objekte aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven darlegen.

Geisteswissenschaftliche Ansätze

Um die Vielfalt von Manuskriptkulturen zu verstehen, ist zunächst der Begriff Manuskript wörtlich zu nehmen, also als ein »von Hand beschriebenes« Objekt (siehe Fotos). Dadurch können wir über die enge Welt des Kodex hinausblicken und die Pluralität von weit verbreiteten Buchformen in unterschiedlichen Weltregionen verstehen, wie die besonders in Süd- und Südostasien verwendete Pothi-Form (Palmbblattmanuskript), die Schriftrolle und das Leporello (Faltbuch). Gleichzeitig ermöglicht diese Weitung des Blicks, die volle Bandbreite an Schriftträgern jenseits des Papiers zu erfassen. Baumrinde, Ton und Palmenblätter sind nicht Sonderheiten gewisser Regionen und Perioden, sondern dienten über lange

Zeiträume hinweg als Träger lebendiger Schriftkulturen. Die Schreibmaschine zum Beispiel wurde im 20. Jahrhundert in Südostasien mit einer Walzenlänge von bis zu 30 cm für die Verwendung von Palmblättern angepasst.

Schreibstoffe zeichnen sich durch eine ähnliche Vielfalt aus, wobei wir beispielsweise zahlreiche Varianten von Eisengallus- und Rußtinten mit komplexen Rezepturen finden. Manuskripte umfassen außerdem Schreibtechniken, die oft als disziplinär getrennt angesehen werden; so ist das Einritzen oder Eindrücken von Schriftzeichen auf Tontafeln im alten Mesopotamien ebenso eine Manuskriptkultur wie auf Stein eingemeißelte Inschriften oder mit Spraydosen aufgebraute Graffiti der Gegenwart.

Die umfassende Erforschung dieser zunächst disparat wirkenden Merkmale kann nur durch eine lebendige Kultur der sogenannten Kleinen Fächer getragen werden, die an der Universität Hamburg in außerordentlicher Vielfalt vertreten sind. Durch die Vermeidung eurozentrischer Grundannahmen ergibt sich ein pluralistischer Ansatz, der nicht als allgemeingültig erachtete Merkmale einer einzigen Manuskriptkultur zur Theorienbildung nutzt, sondern gerade die Vielfalt regional und zeitlich unterschiedener Manuskriptkulturen in Beziehung setzt. Durch einen verflechtungsgeschichtlichen Ansatz, der zeit- und regionalübergreifende Methoden und Begriffe entwickelt, wird die Pluralität als ein durch das Medium Manuskript bestimmtes anthropologisches Phänomen vergleichbar.

Ein solcher Ansatz erlaubt es, das Verhältnis von Handschriftlichkeit und Druck weit jenseits der Verengung auf das europäische Modell neu zu denken. Gesellschaften haben vielfältigere Drucktechniken als den Typendruck mit beweglichen Lettern entwickelt und folgten deutlich anderen Zeitschienen

als der mit Johannes Gutenberg verbundene Medienwandel. In Ostasien setzte sich wesentlich früher der Blockdruck durch, bei dem der Inhalt (Bild und Text) als handschriftliches Relief ins Holz geschnitzt wurde und so mit Tinte die serielle Produktion von Schriftartefakten ermöglichte. In vielen arabisch-schriftlichen Gesellschaften dagegen wurde der Wandel zum Druck im 19. Jahrhundert durch das Steindruckverfahren (Lithografie) getragen, bei dem der handschriftlich auf den Stein aufgetragene Text ebenfalls die serielle Produktion gestattete. Diese beiden Beispiele machen schon deutlich, dass der Medienwandel zum Druck global gesehen von sehr unterschiedlichen Techniken getragen wurde und zeitlich unabhängig von der häufig als paradigmatisch angesehenen europäischen Entwicklung erforscht werden muss. Weiterhin wird deutlich, dass Handschriftlichkeit und Druck keine konzeptuelle Dualität darstellen. Vielmehr bleiben beide auch nach dem Erscheinen einer gewissen Drucktechnik eng verbunden. Druckkulturen profitieren von den Errungenschaften handschriftlicher und epigrafischer Praktiken in Bezug auf Materialien, Werkzeuge und Techniken, sodass sie oft von Manuskriptkulturen abgeleitet sind und lange in ihnen eingebettet bleiben. Handschrift und Druck schließen sich bei der Herstellung von Schriftartefakten keineswegs aus – sie sind seit der Antike miteinander verwoben und beeinflussen sich bis heute gegenseitig.

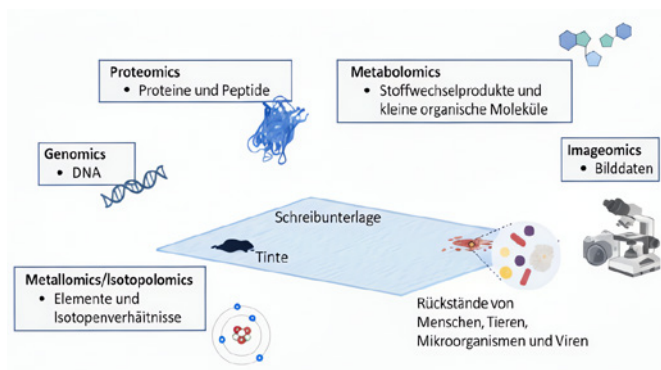
Naturwissenschaftliche Ansätze

Die ganzheitliche Erforschung der vielfältigen Manuskriptkulturen erfordert und ermöglicht nicht nur die Verflechtung

traditionell disziplinär getrennter Geisteswissenschaften, sondern eröffnet auch Verbindungen mit den Naturwissenschaften. Den Naturwissenschaften und ihren universell einsetzbaren Methoden kommen eine besondere Bedeutung zu. Dabei bedingen die unterschiedlichen Manuskriptarten und die verschiedensten Fragestellungen ebenso vielfältige analytische Ansätze. In den letzten Jahren haben zum Beispiel die sogenannten *non-targeted Omics*-Analysen an Bedeutung gewonnen. Dabei handelt es sich um eine Vielzahl an unterschiedlichen Methoden, die gemeinsam haben, dass nicht einzelne Sequenzen, Moleküle oder Elemente isoliert (*targeted*) betrachtet werden, sondern in ihrer Gesamtheit mit dem Ziel, so viele chemische und physikalische Informationen wie möglich über ein Manuskript zu gewinnen. Dieser Ansatz eröffnet die Möglichkeit, unter anderem folgende Aspekte zu bearbeiten: Alter; Authentizität; Befall mit Insekten, Mikroorganismen, Schimmelpilzen; Darstellung von versteckten oder verblassten Schriftzeichen; Herkunft; Herstellungsprozess; Konservierungsmaßnahmen; Informationen über Autor:innen und Nutzer:innen; Lagerungsbedingungen; Materialität von Schreibunterlagen und Tinten, Rückschlüsse auf kulturelle Praktiken.

Zu den wichtigsten *Omics*-Disziplinen in diesem Bereich zählen: *Genomics*, *Proteomics*, *Metabolomics* und *Metallomics* / *Isotopomics* (siehe Abbildung). Die Bezeichnungen der einzelnen Ansätze richten sich nach den jeweiligen Analytgruppen. So werden mit *Genomics*-basierten Methoden DNA-Moleküle als Träger der Geninformationen analysiert. Bei *Proteomics*-Methoden steht die Erforschung von Proteinen und Peptiden im Vordergrund, bei *Metabolomics*-Applikationen Stoffwechsel-

Vielfalt bei der Analyse von Manuskripten



Im Fokus von Omics-Analysen stehen nicht nur die Schreibunterlagen und Tinten, sondern auch die Rückstände von Menschen, Tieren, Mikroorganismen und Viren.

(Created in BioRender. Creydt, M. (2026) <https://BioRender.com/9hxjvho>. Science Suite Inc. dba BioRender (»BioRender«) has granted Marina Creydt permission to use this Completed Graphic in accordance with BioRender's Terms of Service and Academic License Terms (»License Terms«). Subscription Type: Academic Institution Type of Publication: Open-access Publisher Name: Akademie der Wissenschaften Hamburg Effective Date: February 01, 2026)

produkte (Metabolite) sowie kleine organische Moleküle und bei *Metallomics*- oder *Isotopolomics*-Techniken die Detektion von Elementen und Isotopenverhältnissen. Je nach Fragestellung werden unterschiedliche *Omics*-Verfahren oder deren Kombinationen angewendet.

Genomics- und *Proteomics*-Methoden eignen sich vor allem zur Identifizierung der Schreibmaterialien, beispielsweise um zu bestimmen, ob für die Herstellung von Pergamentmanuskripten Häute von Rindern oder Schafen verwendet wurden oder welche Pflanzen zur Erzeugung der Tinten dienten. Auf diese Weise können nicht nur Informationen über die

Materialität gewonnen werden, sondern auch Rückschlüsse auf die kulturellen Praktiken zum Zeitpunkt ihrer Entstehung gezogen werden. Weiterhin haben sich die beiden Ansätze bewährt, um Rückstände von Menschen, Tieren, Mikroorganismen oder Viren zu identifizieren. Insbesondere Insekten, Bakterien und Pilze können zum Verfall von Manuskripten beitragen. Durch die genaue Bestimmung des jeweiligen Befalls lassen sich geeignete Konservierungsmaßnahmen ableiten. Zudem wurden mit den beiden Techniken auch Nahrungsreste auf Manuskripten nachgewiesen, die Hinweise auf die Ernährungsgewohnheiten der Autoren:innen und Nutzer:innen liefern. *Metabolomics*-Strategien eignen sich zur Charakterisierung von kleinen organischen Verbindungen und lassen Rückschlüsse auf die Herkunft, die Herstellungsmaßnahmen sowie bereits durchgeführte Restaurierungsmaßnahmen zu. *Metallomics*-Daten basieren auf der Detektion anorganischer Elemente, die in den Tinten zum Beispiel in Form von Eisen- oder Quecksilbersalzen eingesetzt werden. Bei der Analyse von Isotopenverhältnissen ist vor allem der Zerfall des radioaktiven Kohlenstoffisotops ^{14}C von Relevanz, das eine Abschätzung des Alters der Manuskripte ermöglicht.

Für die Gewinnung von Datensätzen mit *Omics*-Verfahren ist mindestens eine minimalinvasive Probenahme erforderlich. Diese kann beispielsweise mittels Tupfer erfolgen, mit denen die Manuskriptoberfläche abgestrichen wird, sodass mit bloßem Auge keine Beschädigungen am Objekt sichtbar sind. Der Informationsgehalt, der mit solchen Methoden gewonnen werden kann, ist jedoch begrenzt, da lediglich oberflächliche Analyten in sehr niedrigen Gehalten erfasst werden. Abhängig vom Alter und von der Beschaffenheit

verlieren Manuskripte häufig kleinere Fragmente, die nicht mehr für eine Rekonstruktion geeignet sind, sich aber für Analysen eignen. Mit den Fragmenten lässt sich häufig eine größere Vielzahl an Analyten detektieren und damit ein umfassenderes Informationsspektrum gewinnen. Zudem wird auf diese Weise eine potenzielle Beeinträchtigung des eigentlichen Manuskripts durch invasive Verfahren vermieden.

Alternativ zu *Omics*-Daten können ohne Probenahme reine Bilddaten (*Imageomics*) zur Analyse von Manuskripten eingesetzt werden, die mit hochauflösenden Kameras oder Mikroskopen gemacht wurden. Häufig werden solche Bilddaten bei vielen unterschiedlichen Wellenlängen aufgenommen (*Multispektral-* oder *Hyperspektral-Imaging*), um verborgene oder verblasste Schriftzeichen sichtbar zu machen. Darüber hinaus werden auch bildgebende Verfahren genutzt, wie sie aus der medizinischen Diagnostik bekannt sind. Zu diesen zählen die Magnetresonanztomografie oder die Computertomografie. Letztere eignet sich beispielsweise, um Schrifttafeln aus dem Inneren von Tonumschlägen einsehen zu können, die die Inhalte der Tafeln vor ungewollten Blicken schützen. Dadurch konnten die Inhalte entziffert werden, ohne Hand an die Tonumschläge legen zu müssen.

Die Forschung für die in diesem Essay dargestellten Ergebnisse wurde gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder – EXC 2176 »Understanding Written Artefacts: Material, Interaction and Transmission in Manuscript Cultures«, Projektnr. 390893796. Die Forschung fand am Centre for the Study of Manuscript Cultures (CSMC) der Universität Hamburg statt.



Digitale Zwillinge von Führungskräften – Wie KI zur Gefahr für Vielfalt wird

Christian Herzog, 25. Oktober 2025

Digitale Zwillinge von Führungskräften – Wie KI zur Gefahr für Vielfalt wird Christian Herzog, 25. Oktober 2025

Befürworter generativer oder agentischer KI versprechen Teilhabe und Inklusion. Im Einsatz als digitaler Zwilling von Personen mit Führungsverantwortung jedoch birgt die Technologie das Risiko, Vielfalt, Debattenkultur und Dissens einzuschränken und Machtungleichgewichte zu verstärken.

Der Begriff des digitalen Zwillings

Der Begriff des digitalen Zwillings ist umstritten und visionäres Ziel zugleich. In der Medizin sollen etwa physiologische Phänomene derart exakt abgebildet werden, dass In-Silico-Versuche möglich werden (vgl. Portela et al., 2025). Auch Städte sollen derart detailliert modelliert werden, dass Stadtplanungen digital optimiert werden können (Batty, 2024). Wegen ihrer Allgegenwart wird kritisiert, dass »digitale Zwillinge« eine Modeerscheinung seien, da sich dahinter meist »nur« detailliertere mathematische Modelle in Kombination mit Daten und einem Modus zur Aktualisierung verbergen (Wright & Davidson, 2020). Zunehmend detaillierte Modelle in Rückkopplung mit realen Interventionen bergen aber u. a. in der Medizin ein enormes wissenschaftliches Potenzial, das es wert ist, erforscht zu werden. Eine Überhöhung der Erwartungen an wissenschaftliche Erkenntnisse aufgrund bestimmter Terminologien ist ein grundsätzliches und wichtiges Problem (vgl. Bareis et al., 2023), soll jedoch nicht Ge-

genstand dieses Aufsatzes sein. Stattdessen widmet sich dieser ganz anderen und bereits sehr realweltlichen Anwendungen, die auch unter dem Begriff digitale Zwillinge besprochen werden: die digitale »Kopie« von Personen in Führungsverantwortung.

In gewisser Form sind digitale Personen schon greifbar geworden: AI Companions sind über Anbieter wie Replika (2025) verfügbar, wobei mit sozialer Interaktion und Fürsorge geworben wird. Hier könnte von digitalen Zwillingen fiktiver, nach eigenen Vorstellungen parametrierter Personen gesprochen werden. Um digitale Zwillinge von real existierenden Personen, insbesondere denen mit Führungsverantwortung, geht es in diesem Aufsatz.

Webseiten wie die von Replika sind voller Anthropomorphismen. Das könnte zeigen, dass diese Qualitäten auch von vielen so wahrgenommen werden. Derartige Sichtweisen sowie wissenschaftliche Berichte, etwa zu Empathie im Gesundheitswesen (z. B. Ayers et al., 2023), lassen jedoch meist Intersubjektivität sowie Relationalität als Bewertungsdimensionen unberücksichtigt. So kann eine Aussage zwar empathisch erscheinen (performative Empathie), jedoch nicht auf tatsächlich empfundene Empathie schließen lassen. Letztere könnte darin bestehen, dass ein intentionaler Akt den Zugang zum Erleben des Gegenübers ermöglicht (vgl. Van Dijke et al., 2020) – zentral für positive Effekte von Therapie oder sozialer Interaktion.

Digitale Zwillinge in der Praxis

Am 9. Oktober 2025 berichtete der Deutschlandfunk über den CEO des Logistikkonzerns Seifert, der sich mithilfe von KI einen virtuellen Doppelgänger erschaffen ließ. Die Idee be-

steht in einem Replikat, das das Expertenwissen des CEOs Mitarbeitenden per Konversationsagenten zugänglich machen soll. Auch Claus Hammer (2025) berichtet auf LinkedIn über Kai Henrik Müller, CEO von Experience One, der sich digital »klonen« lassen hat, und begründet dies mit dem Druck zur Rationalisierung (Schallenberg, 2023). Da Personal in der Chefetage am teuersten sei, könne dort effektiv gespart werden. Dies bestätigt Befürchtungen, dass KI Kluft vergrößern könne: zwischen Laien und Fachleuten (Brynjolfsson et al., 2025) oder Arm und Reich (Alonso et al., 2020). Wenn die Automatisierung von Routinetätigkeiten zu teuer (Frey & Osborne, 2017) und die KI-Unterstützung von Managementarbeit möglich wird (Frey & Osborne, 2023), kann dies zu vielen leicht austauschbaren Arbeitskräften führen und wenigen echten Individuen auf der Entscheidungsebene.

Aber wozu führt der Einsatz von digitalen Zwillingen in der Wissens- und Managementarbeit? Sind Befürchtungen über den Verlust von Vielfalt berechtigt, oder gibt es auch positive Szenarien?

Argumente für agentische KI

Digitale Zwillinge laufen zunehmend unter dem Begriff agentische KI. Die Idee wurde 2018 mit Google Duplex öffentlichkeitswirksam präsentiert (Chen & Metz, 2019). Sundar Pichai ließ etwa eine Reservierung per Anruf der KI tätigen. Auch wenn derartige Nutzungen noch nicht weit verbreitet sind, ist das Klonen der Stimme oder die Generierung täuschend echter Videos bereits möglich. Diese Anwendungen

werden nicht nur wegen ihres Manipulationspotenzials problematisiert, sondern auch als Wege angepriesen, die Teilhabe erhalten (vgl. Apple Machine Learning Research, 2023), etwa im Fall des Verlusts der eigenen Sprachfähigkeit.

Meist werden jedoch die durch agentische KI möglichen Effizienzsteigerungen hervorgehoben. Eine Studie des Harvard Business Reviews bestätigt, dass KI im Management kompetitiv sein kann (Mudassir et al., 2024). Die Studie verglich die »Performance« unter »realweltlichen Bedingungen« mit menschlichen Geschäftsführungen. Die Autoren konstatieren, dass KI-Agenten eine gute Ergänzung für Analysen seien, aber Einschätzungen, Empathie und ethische Fragen den Menschen zu überlassen seien. »The future of leadership is hybrid.«

Die Anwendungen gehen über die eines Sparringspartners der CEOs hinaus. So sollen sich die CEOs der Firmen Klarna und Zoom in Meetings durch KI vertreten lassen haben. Claus Hammer sieht in dieser Skalierbarkeit einen massiven Vorteil. Schließlich könne ein CEO nicht gleichzeitig auf alle Fragen eingehen. Hammer beschreibt dies als »Demokratisierung von Führungswissen«, durch die Mitarbeitende Zugang zum Fachwissen hätten, welches auch für folgende Generationen erhalten bliebe.

KI wider die Vielfalt?

Neben Anreizen für Effizienz und »Demokratisierung« – vereinfacht als »Verfügbarmachung« interpretiert – scheinen Vorteile diverser Führungsstrukturen in den Hintergrund zu

treten. Vielleicht sind dies Zeichen unserer Zeit, in der einzelne Verantwortungstragende hinsichtlich Expertise und Bedeutung massiv überhöht werden (vgl. Brown, 2018). Die Geschichte zeigt, welche Folgen Machtkonzentration haben kann. Rainer Mühlhoff sieht hier vor allem die Neigung von KI-Hilfsmitteln, faschistoide Tendenzen unterstützen zu können (Mühlhoff, 2025).

Bereits 2021 verwendete ich das Gedankenexperiment eines digitalen Zwillings der Geschäftsführung, um darzulegen, dass der Einsatz von KI-Agenten zur Replikation eigener Entscheidungspräferenzen aufgrund Machtkonzentration und Erschwerung von Dissens moralisch verwerflich ist (Herzog, 2021). Mein Argument entwickelte sich aus der Auseinandersetzung mit der Maschinenethik. Diese Forschung verlief der Annahme, dass überlegenes computergestütztes Entscheidungsverhalten gemäß moralischen Idealen möglich sei. Allerdings muss zu dieser idealisierten Zielvision auch ein realistischer Weg gezeichnet werden können, wie diese zu erreichen sei. Für wahrscheinlicher hielt ich, dass unausgereifte Systeme ihren Weg in die Anwendung finden, weil sie Partikularinteressen nützen.

Für einige Vertreter:innen der Maschinenethik wäre eine KI-Geschäftsführung wünschenswert, weil theoretisch überlegen. Wären die Ziele des Feldes erreicht, könnte sie die fairsten Entscheidungen treffen. Dass eine solche Entscheidungslogik nur eine unter vielen ist und darüber hinaus Einzelinteressen nicht fehlerfrei ermittelbar sind, wird in dieser Idealisierung vernachlässigt.

Wo der virtuelle Draht zum CEO als Demokratisierung von Expertise durch Ausschaltung von Hierarchien verstan-

den wird, findet tatsächlich eine direktere Verbindung zwischen der entscheidungsmächtigsten und vulnerabelsten Ebene statt. Die wohl wahrscheinliche Konsequenz wäre, dass die ausführende Ebene vor allem eins tun wird: folgen. Es ist bekannt, dass flache Hierarchien leicht zu impliziten Hierarchien, Überlastung und Verantwortungsdiffusion führen (Foss & Klein, 2023). Ein KI-Replikat des CEOs ist nicht die Lösung für demokratischere Arbeitsprozesse (vgl. Ferreras et al., 2025), sondern vor allem Zentralisierung von Macht.

Als Elon Musk via E-Mail Selbstberichte von US-Verwaltungsangestellten einforderte, titelte *The Independent*, dass KI zur Auswertung genutzt werden könnte (Baio, 2025). Auch wenn Musk dementierte: Warum auf Treue entlang Hierarchien setzen, wenn technisch wenige Menschen Maßnahmen durchsetzen können? Neu sind die Qualitäten der Hilfsmittel: Zum einen ermöglicht KI durch Parallelisierung Skaleneffekte. Damit verwoben sind zeitliche Entgrenzung und Beschleunigung. Digitale Zwillinge arbeiten nachts, parallel und schneller. Die Vorteile hat Musk erkannt: »Very few in the bureaucracy actually work the weekend, so it's like the opposing team just leaves the field for 2 days!«

Für eine Wertschätzung »ineffizienter« Vielfalt

Das Potenzial künstlicher Intelligenz als problematisches Machtinstrument ist vorhanden. Es ist wichtig, die Chancen der KI nicht unerwähnt zu lassen. In der Medizin sind Fragen nach Teilhabe und Pluralität wichtig (vgl. Herzog & Branford, 2025), die Vorteile der KI erscheinen hier aber derart stark,

dass es mehr um das Wie als um ein Ob gehen mag. Im Kontext digitaler Teilhabe gibt es Angebote für die Übersetzung von Webseiten in Leichte Sprache.¹ Auch hier gibt es Diskussionsbedarf zur Verantwortungsübernahme, aber der Impuls ist klar: mehr Teilhabe für eine inklusivere Gesellschaft.

Teilhabe ist jedoch selten effizient. Effizient soll sein, die Eskalation über Hierarchieebenen unnötig zu machen. Dabei ist bei der Übertragung von Teilverantwortungen nicht zu erwarten, dass Maßgaben des CEOs im Stile einer Stillen Post bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. Stattdessen gibt die Verantwortungsübertragung die Möglichkeit, Anordnungen nach eigenen Wertmaßstäben zu interpretieren, zu spezifizieren oder abzulehnen. Nach Dejours (2018) steckt ein Wert menschlicher Arbeit in diesen Interpretationsprozessen, die an Gegebenheiten angepasst werden müssen. Wenngleich dieser Gestaltungsspielraum im Sinne einer echten Demokratisierung zumeist nicht ausreicht, besteht auch in konservativen Hierarchien die Möglichkeit des Widerspruchs und pluralen Gestaltens – umso mehr, wenn Räume geboten werden, obere Hierarchieebenen herauszufordern.

Vielfalt in Entscheidungsstrukturen kann als Bollwerk gegen Machtzentralisierung dienen. Sie ist im Sinne einer Prävention ethischer Risiken effektiv. Übrigens entschieden sich die menschlichen CEOs in der Studie des Harvard Business Reviews mehrheitlich gegen große Risiken und für Flexibilität sowie nachhaltiges Wachstum. Dahingegen optimierte die KI auf aggressive Expansionsmaßnahmen, die im Falle unvorhergesehener Ereignisse versagten.

Ein Argument für Vielfalt als Wert an sich ist tragfähiger, zumal sich ein Rechtfertigungsdruck durch die scheinbare In-

effizienz von Pluralismus einstellt. Dies ist Ausgangspunkt einer relationalen Ethik (Branford & Herzog, 2025; Geissner, 1995), die den Einbezug fordert.

Das Ausblenden realweltlicher Bedingungen hat jedoch Auswirkungen auf Analyseergebnisse. Diese dürfen hier nicht auf idealisierten Annahmen beruhen – so ist klar, dass die Vielfalt der Perspektiven nicht an ein KI-System delegiert werden darf. Stattdessen bedarf es Strukturen zur Befähigung zur freien Willensäußerung.

Was wir jedoch in der Umsetzung der Berücksichtigung moralischer Werte in generativer KI erleben, ist eine limitierende Umsetzung anhand des Human Feedback Reinforcement Learnings (Muldoon et al., 2024). Zwar sind viele Menschen an der Bewertung der Ausgaben generativer KI beteiligt, folgen jedoch partikulären kulturellen Vorstellungen (Atari et al., 2023) und sind durch Großunternehmen geleitet statt demokratisch legitimiert.

Ein Plädoyer für Verweigerung

Alternative Ansätze wären nicht undenkbar, jedoch meist aufwändiger. Sollen KI-Systeme aber zu Effizienzsteigerungen eingesetzt werden, verbieten sich große Aufwände. Zur Erkenntnis des Potenzials künstlicher Intelligenz als Machtinstrument gesellt sich so die Einsicht, dass Entwicklungsansätze die Unterminierung von Vielfalt zum Programm erheben.

In Führungsstrukturen spielt Vielfalt eine regulierende, Risiko verringernde und kreative Rolle. Die Vielfalt der Perspektive und Werte ist ein Wert an sich. Strukturell verankert

sein muss die Möglichkeit des Dissens. Wenn wir uns fragen, wo eine Möglichkeit bleibt, diese Forderung zu stellen, wäre eine konkrete, die Zusammenarbeit mit Individuen, die sich per KI klonen lassen, zu verweigern.

Literatur

- Alonso, C., Berg, A., Kothari, S., Papageorgiou, C., Rehman, S. (2020). Will the AI Revolution Cause a Great Divergence? (No. WP/20/184). International Monetary Fund.
- Apple Machine Learning Research (2023). Advancing Speech Accessibility with Personal Voice. Apple Machine Learning Research.
- Atari, M., Xue, M. J., Park, P. S., Blasi, D. E., Henrich, J. (2023). Which Humans? [Preprint]. PsyArXiv.
- Ayers, J. W. et al. (2023). Comparing Physician and Artificial Intelligence Chatbot Responses. *JAMA Internal Medicine*, 183 (6), 589.
- Baio, A. (2025, February 25). DOGE could use AI to assess federal employees's responses. *The Independent*.
- Bareis, J., Roßmann, M., Bordignon, F. (2023). Technology hype. *TATuP*, 32(3), 10–71.
- Batty, M. (2024). Digital twins in city planning. *Nature Computational Science*, 4(3), 192–199.
- Branford, J., Herzog, C. (2025). Relational AI Ethics. In: *A Relational Ethics for AI and Robots*. Berlin.
- Brown, A. (2018). *Der Mythos vom starken Führer*. Berlin.
- Brynjolfsson, E., Chandar, B., Chen, R. (2025). *Canaries in the Coal Mine?* Stanford Digital Economy Lab Working Paper.
- Chen, B. X., Metz, C. (2019, May 22). Google's Duplex Uses A.I. to Mimic Humans. *The New York Times*.
- Dejours, C. (Hg.). (2018). *The return of work in critical theory*. New York.
- Ferreras, I., Battilana, J., Méda, D. (Hg.). (2025). *Die Demokratisierung der Arbeit*. Bielefeld.
- Foss, N. J., Klein, P. G. (2023). We need to reconceive managerial authority. *MIT Sloan Management Review*, 64 (3), 56–61.
- Frey, C. B., Osborne, M. (2023). *Generative AI and the Future of Work*.
- Frey, C. B., Osborne, M. A. (2017). The future of employment. *Technological Forecasting and Social Change*, 114, 254–280.
- Geissner, H. K. (1995). Über dialogische Ethik. *Rhetorica*, 13 (4), 443–453.

- Hammer, C. (2025, October 13). KI als Chef? LinkedIn.
- Herzog, C. (2021). Three Risks That Caution Against a Premature Implementation of Artificial Moral Agents. *Science and Engineering Ethics*, 27 (1), 3.
- Herzog, C., Branford, J. (2025). Relational Ethics and Structural Epistemic Injustice of AI in Medicine. *Philosophy & Technology*, 38 (160).
- Mudassir, H., Munir, K., Ansari, S., Zahra, A. (2024). AI Can (Mostly) Outperform Human CEOs. *Harvard Business Review*.
- Mühlhoff, R. (2025). Künstliche Intelligenz und der neue Faschismus. Ditzingen.
- Muldoon, J., Graham, M., Cant, C. (2024). Feeding the machine. Edinburgh.
- Portela, R. M. C. et al. (2025). Wann ist eine in silico-Darstellung ein digitaler Zwilling? In: *Digitale Zwillinge* (39–61). Berlin.
- Replika. (2025). replika.com.
- Schallenger, L. (2023, November 23). Dieser CEO hat sich digital geklont. *Business Insider*.
- Van Dijke, J. et al. (2020). Towards a relational conceptualization of empathy. *Nursing Philosophy*, 21 (3), e12297.
- Wright, L., Davidson, S. (2020). How to tell the difference between a model and a digital twin. *Advanced Modeling and Simulation in Engineering Sciences*, 7 (1), 13. <https://doi.org/10.1186/s40323-020-00147-4>.

Anmerkung

- 1 Siehe z. B. participaite.de, aufgerufen am 7. November 2025.



Die Weisheit der Vielen und die Vielfalt der Weisheit

Deniz Sarikaya, 30. September 2025

Die Weisheit der Vielen und die Vielfalt der Weisheit

Deniz Sarikaya, 30. September 2025

Warum sind Gruppen manchmal klüger als Einzelne? Diverse Perspektiven führen zu besseren Entscheidungen. Doch Meinungskaskaden bedrohen diese Vielfalt. Ein Plädoyer für Originalität, epistemische Demut und den Schutz von Idiosynkrasien in der Forschung.

Kollektive Intelligenz bei RTL

Im Jahre 2008, in den Hochzeiten des linearen Fernsehens, war auf RTL zu bestaunen: *Die Weisheit der Vielen*. Eine Sendung, in der das Publikum vor Ort, aber auch vor den Bildschirmen zu Hause per Telefon über Fragen abstimmen sollte, um gemeinsam die der Wahrheit am nächsten kommende Antwort zu finden. Während die Sendung vielleicht nicht ganz wissenschaftlichen Standards genügte und einen Schwerpunkt auf Schätzungen legte, bleibt das Phänomen real: In gewissen Kontexten sind Gruppen deutlich »besser« als einzelne Individuen. Beim Schätzen ist die Erklärung in etwa wie folgt: Manche überschätzen massiv, andere unterschätzen, und das gleicht sich im Mittel aus. In einer vielzitierten Studie stellten Hong und Page (2004) fest, dass Vielfalt oft wichtiger ist als reine Spitzenleistung. Sie belegten, dass eine diverse Mischung intelligenter Personen bessere Ergebnisse liefert als eine exklusive Gruppe der Leistungsstärksten. Da die Expertengruppe untereinander zu homogen ist, fehlt ihr der Vorteil unterschiedlicher Lösungsansätze, den die diverse Gruppe besitzt. Spätestens Surowiecki (2005) half mit seinem Werk *Die Weis-*

heit der Vielen diese und ähnliche Erkenntnisse zu popularisieren. Das heißt natürlich nicht, dass eine Expertengruppe immer schlechter abschneidet. Es gibt Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Gruppe (im Mittel) bessere Ergebnisse liefert. Aber wann ist dies der Fall? Ein wichtiger Punkt ist das Oberthema dieses Sammelbandes: Vielfalt.

Ein Urnenexperiment

Es hilft beispielsweise, wenn die Gruppe möglichst divers ist und unabhängig wählt. Betrachten wir einmal folgendes einfaches Beispiel, welches insbesondere in der epistemischen Logik diskutiert wurde (siehe Baltag et al. 2013). Stellen Sie sich zwei identische Urnen vor: Die »weiße Urne« enthält überwiegend weiße Kugeln (zwei weiße, eine schwarze), die »schwarze Urne« überwiegend schwarze (zwei schwarze, eine weiße). Eine dieser Urnen wird zufällig ausgewählt und in einen Raum gestellt, ohne dass jemand weiß, welche es ist.

Nun beginnt das Experiment: Personen gehen nacheinander in den Raum, ziehen eine Kugel, merken sich die Farbe und legen sie zurück. Danach geben sie vor allen anderen ihren Tipp ab, um welche Urne es sich handelt. Um Pattsituationen zu vermeiden, gilt die Regel: Wer sich unsicher ist (50/50), tippt immer entsprechend der eigenen gezogenen Farbe (zum Beispiel Weiß gezogen → Tipp auf »weiße Urne«).

Trügerische Kaskaden

Nehmen wir an, die ersten beiden Personen tippen auf die »weiße Urne«. Aufgrund unserer Vorabregel wissen wir sicher:

Beide haben tatsächlich eine weiße Kugel gezogen. (Hätte die zweite Person Schwarz gezogen, stünde es 1 : 1 und sie hätte auf ihren eigenen Zug Schwarz getippt).

Ab Person 3 beginnt nun die Informationskaskade: Selbst wenn diese Person eine schwarze Kugel zieht, wiegen die zwei weißen Kugeln der Vorgänger schwerer. Sie wird rationalerweise ebenfalls auf Weiß tippen. Da nun alle folgenden Personen immer nur den Tipp Weiß hören, wird ihre eigene Information wertlos – sie schließen sich der Herde an.

Das Tückische daran: Wenn die ersten beiden Kugeln zufällig weiß waren, obwohl die »schwarze Urne« im Raum steht (Wahrscheinlichkeit: $1/9$), entsteht eine falsche Kaskade. Würden die Personen stattdessen einfach ihre gezogene Farbe nennen, würde das »Gesetz der großen Zahlen« greifen: Nach vielen Ziehungen würde sich das wahre Verhältnis der Kugeln zeigen. Das gegenseitige Beobachten der Tipps unterdrückt also paradoxerweise Informationen, obwohl jede einzelne Person für sich rational handelt.

Scheinbare Mehrheiten

Das Beispiel ist zugegeben konstruiert, aber es gibt realistische Sorgen der übermäßigen Parallelisierung. So können einseitige Meinungsmacher einen zu starken Einfluss im öffentlichen Diskurs haben. Dies kann auch in scheinbar dynamischen Netzwerken geschehen, gerade durch Botnetze und die Möglichkeiten moderner generativer Künstlicher Intelligenz. Die wenigsten Nutzenden kommentieren auf einer Plattform – viel mehr scrollen sie einfach durch und machen sich ein Bild der vermeintlichen Mehrheitsmeinung. Genauso

gibt es einen vermeintlich wahrnehmbaren *Zeitgeist*, der immer hinterfragt werden muss. Populistische Pauschalen und einfache Lösungen sind selten das, was der Wahrheit nahekommt. Stattdessen gilt es, eine Vielzahl an gut informierten und aufrichtigen Perspektiven auf ein Thema einzubinden.

Mehr Qualität wagen

Wir Forschenden müssen uns auch an die eigene Nase fassen: Zu oft priorisieren wir kurzfristige, sichere Ergebnisse oder machen es uns in der Lehre mit Standardisierung bequem. Das verengt den Möglichkeitsraum drastisch und birgt drei Gefahren: Es droht die erwähnte Gleichschaltung, es fehlen (überraschend) relevante Perspektiven und die Persönlichkeitsbildung kommt zu kurz. Wir sollten wieder mehr Qualität wagen und diese notfalls auch bei Vorgesetzten einfordern. Ich hoffe, das Urnenbeispiel hat den ersten Punkt bereits hinlänglich verdeutlicht.

Ungeahnte Relevanz

Zum zweiten Problem, der überraschenden Relevanz, sei Folgendes gesagt: Die Welt ist schnelllebig und vielseitig. Es hilft, im gesamtgesellschaftlichen Bewusstsein einiges an Spezialwissen zu sammeln.

Wie relevant die Forschung an Coronaviren sein sollte, hätte ich 2010 nicht abgeschätzt. Ich halte dies insbesondere auch für ein Plädoyer für Grundlagenforschung. Aus Nutzersicht könnte man sagen: Womöglich hat sich die physikalische Grundlagenforschung durch den technischen Fortschritt längst

amortisiert. Schon im 19. Jahrhundert schufen wir die Basis für Technologien, die damals noch völlig unvorstellbar waren.

Auch die Geisteswissenschaften sind hier nicht zu vergessen. Überlegungen zur Verteilungsgerechtigkeit werden im wirtschaftlichen Wandel plötzlich relevant oder bei den Kulturwissenschaften. Ein – leider – sehr wesentliches Beispiel wären hier Osteuropastudien. Nach dem Kalten Krieg wurde dieser Bereich an den Hochschulen stark ausgedünnt. Warum sollten hier weiterhin Steuergelder eingesetzt werden, wenn der Ost-West-Konflikt doch gelöst schien? Als Russland dann seinen Krieg gegen die Ukraine begann, fehlte es hierzulande an akademischer Expertise.

Die »Gießkanne« ist besser als ihr Ruf: Breite Finanzierung, die nicht versucht, Trends zu erraten, ist ein legitimes Prinzip der Erkenntnisgewinnung. Eine große Sorge, die ich derzeit habe, ist die Gleichschaltung durch Lehrtools der Künstlichen Intelligenz (siehe Pérez-Escobar & Sarikaya 2024). Die scheinbare Effizienz von E-Tutoren beunruhigt mich. Wenn die persönliche Lehre wegfällt, verlieren die Studierenden etwas Wesentliches. Früher dienten Einführungsvorlesungen nicht der bloßen Wissensvermittlung, sondern dazu, den individuellen Zugang der Lehrenden zum Thema kennenzulernen.

Akademischer Eigensinn

Meine ganze akademische Karriere wurde in den ersten Seminaren am Philosophischen Seminar der Universität Hamburg geprägt. Und zwar nicht zuletzt aufgrund der Eigenarten der Lehrenden: eine Liebe zur Logik, der Fokus auf Struktur-

ähnlichkeiten zwischen den Disziplinen und der Blick auf die eigentliche Forschungspraxis. Idiosynkratische, also unkonventionelle Interessen, die ein standardisiertes Portfolio nicht bedient hätte. Oder wenn es sie bediente, wäre ich selbst obsolet, weil Hunderttausende Studierende genau diesen Hintergrund mitbrächten. Es ist daher wichtig, dass wir in der Lehre eigene Schwerpunkte setzen. Eine kleine »Sekte der Mathematik« – die intuitionistische Logik – erlebt etwa gerade ein Revival. Sie ist in der Informatik relevant, und es ist gut, dass es Standorte gab, die diese Denktradition hochgehalten haben.

Wir müssen uns nun auch in der Wissenschaft selbst ein Bewusstsein dafür schaffen: Wenn wir nur dort Projektgelder vergeben, wo Ergebnisse naheliegen, werden neue, unerwartete Ansätze unwahrscheinlicher. Wenn wir zu viel und zu oft publizieren, können wir schwerer neue Blickwinkel entwickeln. Wir fliegen schon aus dem System, bevor sich zeigt, dass die neue Perspektive etwas bringen könnte.

Epistemische Tugenden

Nun habe ich viel über Nutzen gesprochen. Aber das Denken in der Kategorie »Nutzen« schadet oft der Vielfalt. Goodharts Gesetz besagt in etwa: »When a measure becomes a target, it ceases to be a good measure.« Wenn wir Wissenschaft in Nutzen messen, wird sie nicht nützlicher. Daher sollten wir uns manchmal auch auf Aspekte der Persönlichkeitsbildung besinnen. Auch hier hilft es, viele Eindrücke zu sammeln – sprich: vielfältigen Perspektiven, Erfahrungen und Meinungen ausgesetzt zu sein. Nicht optimierte Lehre formt den Charakter; die Frustrationstoleranz erzeugt Freundschaft-

ten, die lange halten. Meine Behauptung ist: Vielfalt ist auch gut für den Charakter.

Nachdem nun viel dazu gesagt wurde, was Vielfalt bringt, wie ermöglichen wir diese denn? Ich glaube, dass der beste Weg die Rückbesinnung auf Werte und Tugenden ist. Für gutes epistemisches Miteinander müssen wir zurück zu epistemischen Werten wie der Bescheidenheit, der Ehrlichkeit und der Offenheit. Nicht der lauteste Hahn hat recht. Nicht der sturste Bock. Eigentlich ist es auch egal, wer recht hat; wichtig ist nur, dass wir uns zusammen (oder gesamtgesellschaftlich) in die richtige Richtung bewegen. Und hier kommt ihr ins Spiel: Hinterfragt, was ihr lest, aber seid anderen Meinungen gegenüber offen. Alles zu hinterfragen ist nämlich auch kein sinnvoller Algorithmus, um der Wahrheit näher zu kommen.

Zusammenfassend: Wir brauchen also eine Vielfalt der Weisheit und verschiedenste Expertisen, um dann die Vielfalt abzurufen und alle möglichst inklusiv zu beteiligen.

Literatur

- Baltag, A., Christoff, Z., Hansen, J. U., Smets, S. (2013). Logical models of informational cascades. *Studies in Logic*, 47, 405–432.
- Hong, L., Page, S. E. (2004). Groups of diverse problem solvers can outperform groups of high-ability problem solvers. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 101 (46), 16385–16389.
- Pérez-Escobar, J. A., Sarikaya, D. (2024). The Post-COVID 19 era, chat bots, and the homogenization of education: Pluralism as an epistemic virtue exemplified by mathematics education. *Philosophy of Mathematics Education Journal*, 41.
- Surowiecki, J. (2005). *The wisdom of crowds*. Vintage.

Automatisierung und Vielfalt

Kerstin Thurow, 01. Mai 2025

Automatisierung und Vielfalt

Kerstin Thurow, 01. Mai 2025

Automatisierung prägt zunehmend Lebens- und Arbeitsbereiche – effizient, skalierbar und scheinbar neutral. Doch bildet sie gesellschaftliche Vielfalt ab oder verstärkt sie Ausgrenzung? Wer entwickelt diese Systeme und für wen?

Vielfalt in unserer Welt

Vielfalt – oder auf Englisch diversity – ist weit mehr als nur ein Schlagwort. Sie veranschaulicht die mannigfaltigen Unterschiede, die unser Zusammenleben prägen. Unabhängig davon, ob es um die Gesellschaft als Ganzes, um spezifische Gruppen oder Milieus geht: Überall dort, wo Menschen oder Ideen aufeinandertreffen, zeigt sich Vielfalt. Besonders im Hinblick auf menschliche Unterschiede – etwa in Alter, Geschlecht, Herkunft, Religion oder sexueller Orientierung – begegnet uns eine Vielzahl an Begriffen und Ausdrucksformen. Auch die kulturelle Vielfalt des Miteinanders zeigt sich in unterschiedlichen Sprachen, Traditionen, Perspektiven, Ideen und Werten. Die Artenvielfalt ist ein beeindruckendes Beispiel für die Vielfalt des Lebens.

Vielfalt der Technik

Während Vielfalt eine zentrale Eigenschaft gesellschaftlicher und ökologischer Systeme ist, stellt Automatisierung zunächst ein technisches Prinzip dar. Doch welche Beziehung besteht zwischen beiden – und was passiert, wenn automatisierte Systeme in diese vielfältigen Lebensrealitäten eingreifen? Automatisierung bezeichnet einen Prozess, bei dem Tätigkeiten, Abläufe oder Entscheidungen mithilfe technischer Systeme ohne oder mit nur minimaler menschlicher Beteiligung durchgeführt werden. Das Angebot von Automationssystemen und Automationslösungen ist riesig – von einfachen, regelbasierten Steuerungen bis hin zu komplexen, KI-gestützten Systemen. Am unteren Ende der Skala stehen einfache Systeme wie Zeitschaltuhren für Licht, Waschmaschinen mit Standardprogrammen oder klassisch zeitgesteuerte Verkehrsampeln. All diese Systeme sind Beispiele für eine einfache, regelbasierte Automatisierung und gekennzeichnet durch wenig Kontextbezug oder Entscheidungsspielraum. Am oberen Ende der Skala finden sich Sprachassistenten mit Gerätesteuerung, autonome Fahrfunktionen im Auto wie Spurhalteassistent oder automatische Einparkhilfen sowie verzahnte Smart-Home-Systeme mit Sensorik und zentraler Steuerung. Hierbei handelt es sich jeweils um komplexe, kontextadaptive oder vernetzte Systeme mit lernfähigen Komponenten. Die Anwendungsgebiete und Arten von Automationssystemen weisen also große Unterschiede auf – aber bedeutet das, dass Automatisierung vielfältig ist? Ja, sie ist vielfältig. Sie weist ein breites Anwendungsspektrum auf, ist branchenübergreifend und skalierbar. Aber wie sieht es mit der Vielfalt oder Diver-

sität einzelner Automationssysteme aus? So vielfältig die Anwendungsmöglichkeiten automatisierter Systeme erscheinen mögen – entscheidend ist nicht die Vielfalt der Technik, sondern die Vielfalt ihrer Wirkungen.

Automatisierung als Chance und Risiko für Vielfalt

In der aktuellen Debatte um Automatisierung und künstliche Intelligenz stehen einerseits Effizienz, Skalierbarkeit und technologische Machbarkeit im Mittelpunkt. Andererseits dominieren Schlagworte wie die Angst vor Arbeitsplatzverlust durch automatisierte Systeme oder die Befürchtung, dass diese die Verbreitung von Fake News begünstigen, die öffentliche Diskussion. Der Frage von Vielfalt und wie diese sinnvoll in Automatisierungssysteme implementiert werden kann, kommt derzeit noch zu wenig Bedeutung zu. Dabei kann Automatisierung ein wichtiger Treiber für Vielfalt sein. Inklusive Technologien wie Sprachsteuerung, Robotik oder KI-gestützte Assistenzsysteme können Zugangshürden abbauen und Personen mit Behinderungen, Sprachbarrieren oder älteren Menschen bessere Zugangsmöglichkeiten zu Arbeitsplätzen und Dienstleistungen bieten. Automatisierung ist eine wesentliche Voraussetzung für Personalisierung, um etwa Medizin individueller auf unterschiedliche Bedürfnisse zuschneiden zu können. Lernprozesse können individuell angepasst werden und somit kann mehr Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen der Zugang zu Wissen erleichtert werden. Eine hohe kulturelle Vielfalt kann durch automatisierte Übersetzungs- oder Spracherkennungssysteme gefördert wer-

den, was die Kommunikation zwischen verschiedenen Kulturen erleichtert. Automatisierung kann ferner zu einer Objektivierung von Prozessen führen. So haben automatisierte Einstellungs- und Bewertungsverfahren das Potenzial, Vorurteile zu verringern, indem anonymisierte Bewerbungsverfahren mit KI-gestützten Skill-Analysen eingesetzt werden. Damit Vielfalt in der Anwendung gelingt, muss sie bereits in der Datenbasis angelegt sein. KI-Systeme können nur dann gerecht agieren, wenn sie auf Trainingsdaten beruhen, die die gesellschaftliche Realität in all ihrer Heterogenität widerspiegeln – in Sprache, Verhalten, Herkunft oder Interaktion.

Automatisierung ist nie neutral

Das ist jedoch nicht selbstverständlich. Denn: Automatisierung ist nie neutral, sie wird von Menschen entworfen und mit Daten trainiert, die gesellschaftliche Vorannahmen widerspiegeln können. Nur wenn Entwicklerteams vielfältig aufgestellt sind und auf eine breite, repräsentative Datenbasis achten, entstehen Systeme, die die Realität vieler Menschen abbilden. Fehlt diese Diversität, drohen Verzerrungen: Automatisierte Entscheidungen reproduzieren und verstärken dann bestehende Ungleichheiten, statt sie zu überwinden. Deshalb ist Vielfalt nicht nur ein ethischer Anspruch, sondern auch ein Qualitätskriterium automatisierter Systeme.

Vielfalt als Ressource

Um den Anforderungen gerecht zu werden, die Vielfalt an Automatisierungssysteme stellt, sollte sie zu einem zentralen Gestaltungsprinzip werden. In vielen technischen Projekten wird Vielfalt – wie unterschiedliche Bedürfnisse, Sprachen und Fähigkeiten – oft als Herausforderung oder sogar als Hindernis angesehen. Vielfalt erschwert eine umfassende Standardisierung, erhöht die Komplexität und verzögert Entscheidungen durch Meinungsvielfalt. Hier ist ein Wandel in der Einstellung von »Vielfalt als Störgröße« hin zur Erkenntnis »Vielfalt als Ressource« erforderlich. Denn gerade in Systemen, die breite Anwendung finden, ist Vielfalt ein wesentliches Merkmal der Zielgruppe. Vielfalt als Designprinzip bedeutet daher, Automationssysteme von vornherein so zu entwerfen, dass unterschiedliche Kontexte und Nutzungsmuster sowohl technisch als auch sozial und kulturell aktiv mitgedacht werden. In der Praxis kann dies durch unterschiedliche Ansätze erreicht werden. Wesentliches Erfolgsrezept ist die bereits genannte Diversität in den Entwicklerteams. Unterschiedliche Perspektiven der Teammitglieder führen zu besseren Entscheidungen, etwa bei der Gestaltung von User Interfaces oder der Auswahl von Testszenarien oder Trainingsdaten. Auch scheinbar neutrale Elemente – wie Farben, Symbolik, Menüführung oder auch Interaktionslogik – haben durchaus kulturelle und soziale Konnotationen, und diese müssen bewusst gestaltet werden. Die Anpassungsfähigkeit von Automationssystemen wird zunehmend zu einem wichtigen Qualitätsmerkmal, um den unterschiedlichen Ansprüchen einer großen Anzahl von Nutzern zu entsprechen.

Unternehmen und Einrichtungen, die Vielfalt aktiv in die Entwicklung einbeziehen, können globaler agieren, weil ihre Systeme in unterschiedlichen Kontexten funktionieren. Sie sind resilienter gegenüber gesellschaftlichen Spannungen, da ihre Lösungen eine größere Vielzahl von Menschen einschließen. Da sie nicht nur technologisch, sondern auch ethisch modern aufgestellt sind, sind sie darüber hinaus auch glaubwürdiger im gesellschaftlichen Diskurs.

Vielfalt durch allgemeine Zugänglichkeit von Automatisierung

Neben der internen Systemgestaltung ist auch die externe Zugänglichkeit ein zentraler Faktor für die Förderung von Vielfalt durch Automatisierung. Automatisierung wird dann wirklich vielfältig, wenn sie für alle nutzbar und anpassbar ist. Das setzt auch voraus, dass Automatisierung nicht nur großen Unternehmen oder Institutionen mit den entsprechenden finanziellen Möglichkeiten vorbehalten sein darf. Vielmehr muss sie auch für kleine Betriebe, Bildungseinrichtungen und im Endeffekt auch für Einzelpersonen zugänglich sein. In vielen Bereichen wird dies zunehmend durch Cloud-basierte Automatisierung oder auch Open-Source-Lösungen umgesetzt, die lokal auf Computern betrieben werden können. Zu einer allgemeinen Zugänglichkeit von Automatisierung gehört auch ihre einfache Nutzung. Automatisierung wird vielfältiger und erreicht allgemein eine höhere Akzeptanz, wenn sie einfach und intuitiv bedienbar ist. So ermöglichen beispielsweise No-Code/Low-Code-Plattformen auch Nichtprogram-

mieren die Nutzung von Automatisierungslösungen. Bei der Entwicklung von Automationssystemen sollte auch deren globale Anwendbarkeit beachtet werden. Kulturelle und sprachliche Unterschiede sollten berücksichtigt werden, damit sie nicht nur in bestimmten Regionen oder für spezifische Gruppen funktionieren und nutzbar sind. KI-gestützte Übersetzungstools etwa sollten nicht nur weitverbreitete, sondern auch kleinere oder sogar indigene Sprachen unterstützen.

Aber auch wenn Automatisierung grundsätzlich allen offensteht, bedeutet dies nicht notwendigerweise, dass auch alle Menschen gleichermaßen einbezogen werden. Dazu sind divers gestaltete Algorithmen ohne Bias ebenso erforderlich wie Schulungen und Bildung für verschiedene Nutzergruppen. Vor allem aber ist eine breite Verfügbarkeit zu gewährleisten ohne eine Abhängigkeit von teuren Systemen.

Ist zu viel Vielfalt in der Automatisierung schädlich?

So sehr man eine hohe Vielfalt in der Automatisierung begrüßt, man muss sich dennoch mit der Frage beschäftigen, was ein Zuviel an Vielfalt bedeutet. Wird Vielfalt zu breit, zu komplex oder auch unreflektiert in technische Systeme integriert, bestehen durchaus konkrete Risiken. Das erste Risiko liegt in einer *systemischen Überkomplexität*. Die Komplexität eines automatisierten Systems, das zu viele Nutzungsvarianten, kulturelle Besonderheiten oder individuelle Optionen berücksichtigen möchte, kann schnell über ein handhabbares Maß hinausgehen. Die Folge sind Systeme, die langsam

sind und zu einer höheren Fehlerhäufigkeit neigen. Benutzer empfinden derartige Systeme dann oft als unübersichtlich und inkonsistent. Gerade bei sicherheitskritischen oder hochregulierten Systemen – etwa in der Medizin oder im Verkehr – kann eine Überkomplexität zu Intransparenz und Haftungsfragen führen, die schwer auflösbar sind. Wartung wie auch Weiterentwicklung der Systeme werden aufwendig und teuer – die Automation verliert damit ihre Attraktivität. Ein weiteres Problem können *unklare Systemgrenzen und Verantwortlichkeiten* sein. Wenn ein System versucht, allen gesellschaftlichen, sozialen oder individuellen Unterschieden gerecht zu werden, kann die zentrale Funktion oder Verantwortung des Systems beeinträchtigt werden. Für den Nutzer wird unklar, wofür das System zuständig ist und wofür nicht. Treten Fehler auf, ist oft nicht nachvollziehbar, welche Komponente versagt hat.

Die sich daraus ableitenden Rechts- und Ethikfragen werden komplexer. Wer haftet im Fall diskriminierender Ergebnisse? Wer definiert, was Vielfalt ist und wo sie ihre Grenzen hat? Verschiedene Gruppen oder Kontexte können unterschiedliche Erwartungen an ein automatisiertes System haben, die zu *widersprüchlichen Anforderungen* führen können. Dadurch, dass das System versucht, allen Anforderungen gerecht zu werden, können klare Zielsetzungen verfehlt werden. Im schlimmsten Fall kann dies zu internen Zielkonflikten führen, zum Beispiel zwischen Fairness und Effizienz oder zwischen Barrierefreiheit und Datenschutz. So wird es für eine KI-gestützte Personalsoftware kaum möglich sein, sowohl geschlechtsneutral zu sein als auch Diversity-Quoten zu berücksichtigen. Eine zu starke Orientierung auf individuali-

sierte Vielfalt kann beim Nutzer das Gefühl erzeugen, in einer jeweils eigenen Welt zu agieren; es kommt zu einer *Fragmentierung der Nutzererfahrung*. Eine gemeinsame Interaktionserfahrung kann so nicht entstehen, die Zusammenarbeit leidet, wenn jeder Nutzer mit einer anderen Version arbeitet.

Vereinzelt kann es auch dazu kommen, dass statt echter Inklusion nur Symbolpolitik bleibt. Konzentriert sich ein automatisiertes System auf offensichtliche Vielfaltsmerkmale wie Sprache oder Geschlecht, kann es passieren, dass strukturelle Fragen wie Bildung oder Ressourcen vernachlässigt werden. Systeme wirken dann zwar offen, schließen aber trotzdem bestimmte Gruppen aus. Gleichheit kann so nur an der Oberfläche erzielt werden, eine wirkliche Gleichheit der Nutzungschancen wird aber nicht erreicht.

Fazit

Automatisierung beeinflusst Vielfalt auf vielen Ebenen. Sie kann nahezu alle Dimensionen von Vielfalt positiv beeinflussen und Diversität fördern. Sie kann aber auch ungewollt zum Verstärker bestehender Ungleichheiten werden.

Automatisierung darf nicht alles auf einmal wollen. Vielfalt muss bewusst, selektiv und kontextsensibel integriert werden. Dabei muss der Blick immer auf funktionale Klarheit, technische Robustheit, aber auch soziale Gerechtigkeit gerichtet werden.

Automatisierung kann vielfältig sein, aber sie ist es nicht per se. Es kommt darauf an, wie sie gestaltet, angewendet und weiterentwickelt wird. Mehr Vielfalt bedeutet nicht notwen-

digerweise bessere Automatisierungssysteme. Automatisierte Systeme profitieren nur dann von Diversität, wenn diese kontextgerecht, funktional überschaubar und nutzbar bleibt, wenn sie nutzbringend und relevant ist. Wichtig ist, dass automatisierte Systeme mit einem vielfaltsbewussten Design entwickelt und regelmäßig hinterfragt werden. Die entscheidende Frage ist also nicht »Ist Automatisierung vielfältig?«, sondern »Wie machen wir sie vielfältig?«.



NUTRI-SCORE



Vielfalt als Produktivkraft und Krisensymptom von Wissenschaft

Cornelius Borck, 15. September 2025

Vielfalt als Produktivkraft und

Krisensymptom von Wissenschaft

Cornelius Borck, 15. September 2025

Wissenschaft lebt von Vielfalt, doch ihre Vielstimmigkeit verunsichert. Der Ruf nach eindeutigen Wahrheiten wird lauter. Schon 1929 stellte Ludwik Fleck der Sehnsucht nach totaler Einheitswissenschaft die Idee kollektiver, wandelbarer Erkenntnis entgegen.

Wissenschaft lässt sich ohne Vielfalt nicht denken.¹ Das legt das Antonym »Einfalt« nahe, dessen Bedeutungsfeld weit abseits dessen liegt, wofür Wissenschaft steht. Wissenschaft braucht die Vielfalt der Positionen und kritische Stimmen, um zu funktionieren.

Der Widerstreit der Argumente im Wettbewerb geschickter angestellter Experimente und Untersuchungen ist der Motor des wissenschaftlichen Fortschritts, sofern nach überprüfbaren Regeln und entlang anerkannter Methoden vorgegangen wird. In der soeben wieder entschiedenen Exzellenzstrategie sind Vielfalt und Wettbewerb gleich auf doppelte Weise in die Wissenschaftsförderung eingebaut: Die sogenannten Exzellenzcluster sind intern von Vielfalt gekennzeichnet, auch wenn sie sich jeweils einem spezifischen Thema widmen, weil hier jeweils verschiedene, fachlich spezialisierte Arbeitsgruppen sich zu großen, interdisziplinären Teams zusammenschließen. Außerdem werden nicht alle Anträge finanziert, sondern im Wettbewerb der Vorhaben wählt ein international vielfältig zusammengesetztes Expertengremium die aussichtsreichsten

Projekte aus, um die wissenschaftliche Leistungskraft und Produktivität der Forschung in der Bundesrepublik zu erhöhen. Vielfalt ist schlechthin ein Kernmerkmal und Bedingung gegenwärtiger Forschung.

Zu viel an Vielfalt?

Die Frage kann nur lauten, ob es ein richtiges Maß an Vielfalt gibt, ob Wissenschaft zu vielfältig geraten kann und ob jedwede Formen von Vielfalt in gleicher Weise förderlich sind: Die amerikanische Tabakindustrie hat zum Beispiel lange Zeit sehr erfolgreich vermeintliche wissenschaftliche Zweifel an der Schädlichkeit des Rauchens lanciert, um weiterhin für ihre Produkte werben zu dürfen, vom Verkauf zu profitieren und Klagen auf Schadensersatz abzuwehren. Der Klimawandel ist ein weiteres Beispiel dafür, wie gezielt eine vermeintliche Vielfalt wissenschaftlicher Stimmen mobilisiert wurde, um dringend notwendiges überstaatliches Handeln zu torpedieren.² Und wenn in der Coronakrise oder bei staatlichen Impfkampagnen Wissenschaft nicht mit einheitlicher Stimme spricht, führt das dann nicht zu Wehrlosigkeit gegenüber Querdenken und Fake Science? Während die Konkurrenz wissenschaftlicher Positionen ein Motor für Innovation ist, scheint ein Zuviel an Vielfalt und Widerstreit in der Wissenschaft eher Orientierungslosigkeit anzuzeigen. Gleichwohl darf das nicht dazu führen, aus Sorge um die gesellschaftliche Stellung von Wissenschaft ihr Anerkennung und Einheitlichkeit zu verordnen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.³ Gesellschaftliche Aufregung über vermeintlich überzogene

Forderungen aus der Genderforschung oder die sogenannte Replikationskrise, dass Studienergebnisse einer Überprüfung nicht standhielten, darf nicht dazu führen, der Wissenschaft starre Vorgaben zu machen.

Hinter dem hier nur ganz knapp umrissenen politischen und historischen Kontext der Frage nach Vielfalt in der Wissenschaft steht auch ein wissenschaftsphilosophisches Problem: Vielfalt mag ein Funktionsprinzip von Wissenschaft sein, ihr Arbeitsmodus. Aber der Streit wissenschaftlicher Aussagen gilt der besseren Einsicht, damit am Ende nicht möglichst viele bunte Antworten stehen, sondern die Wahrheit. Wahrheit und Wirklichkeit gelten für gemeinhin als Singularetantum, prima facie scheint da kein Spielraum für Vielfalt zu bleiben. Diese Zuspitzung fußt auf einer zu einfachen Vorstellung von Wirklichkeit, wie ein Beispiel aus der Medizin zeigen kann: Dank des historisch beispiellosen Fortschritts der Medizin lassen sich heutzutage viele Krankheiten auf verschiedene Weisen gut behandeln. Je nach Situation oder Lebensgewohnheiten kann der eine oder andere Weg beschritten werden. Aber wenn für eine Krankheit ein Dutzend verschiedene Operationsverfahren diskutiert werden, muss das den Verdacht wecken, dass keine dieser Vorgehensweisen optimal ist, denn sonst hätte sich diese sicher durchgesetzt. Deshalb muss offener gefragt werden: Welchen Gewinn bringt wissenschaftliche Vielfalt, gibt es zu viel Vielfalt in den Wissenschaften? Provoziert die Vielfalt immer neuer Spezialisierungsbereiche von Wissenschaft nicht eher Skepsis und mahnt das exponentielle Wachstum wissenschaftlicher Publikationen nicht zur Konzentration auf Wesentliches?

Produktive Widersprüchlichkeit

An dieser Stelle ist eine kleine Reflexion über den Begriff Vielfalt in seinen verschiedenen Bedeutungsnuancen angezeigt. Sie lassen sich nur schlecht entlang einer Skala anordnen, sondern spannen eher ein Bedeutungsfeld zweier sich kreuzender Achsen auf: Vielfalt kann eine Summe beziehungsweise Gesamtheit meinen, deren Gegenpol dann Vielfalt im Sinne von Heterogenität bis hin zur Widersprüchlichkeit wäre, und quer dazu liegt eine Bedeutungsachse, die von Vielfalt im Sinne einer Bandbreite oder Palette bis zu Heterogenität im Sinne von Pluralität und Diversität reicht. Das damit aufgespannte Bedeutungsfeld gibt einen Hinweis auf die damit verbundenen erkenntnistheoretischen beziehungsweise wissenschaftsphilosophischen Probleme: Erst die Vielfalt der verschiedenen Wissenschaften erschließt Wirklichkeit in ihren verschiedenen Aspekten und Hinsichten jeweils entlang der eingesetzten Methoden, Verfahren und Theorien – aber mit der Folge, dass dann nicht mehr entschieden werden kann, ob hier verschiedene Einblicke in dieselbe Wirklichkeit vermittelt werden oder vielmehr keine einheitliche Wirklichkeit mehr angenommen werden kann. Der Widerstreit wissenschaftlicher Positionen wird dort produktiv, wo man sich über Sachfragen einig werden kann, umgekehrt verbleibt er im bloßen »Schulen-Streit«, wenn jeweils auf den eigenen Ansätzen und Methoden beharrt wird. Aus der Vielfalt der verschiedenen Wissenschaften, Fragestellungen, Theorien und Methoden resultiert erstens die fundamentale Frage, ob sich hinter dieser Vielfalt von Wissenschaft auch eine Mannigfaltigkeit auf Seiten der erforsch-

ten Sachen selbst verbirgt – ontologische Vielfalt –, und zweitens die epistemologische Frage, ob aus der Vielfalt der Disziplinen, Methoden und Theorien nicht nur eine Vielstimmigkeit wissenschaftlicher Perspektiven, sondern eine Widersprüchlichkeit der Ergebnisse resultiert mit so grundverschiedenen Verständnisweisen der jeweiligen Sachen, dass sich schließlich nicht mehr sagen lässt, wie ein Gegenstand »wirklich« sei.

Was folgt aus dieser Analyse der ontologischen *und* epistemologischen Vielfalt der Wissenschaften hinsichtlich der Leitvorstellung einer Einheit der Wirklichkeit diesseits oder jenseits der Mannigfaltigkeit der Wissenschaften? Muss man zu dem Schluss kommen, dass sich gar nicht mehr von einer Wirklichkeit reden lässt, weil die Wissenschaften sie auf so verschiedene Weise erforschen und so transformierend auf sie einwirken, dass wir längst in einer Vielfalt von Wirklichkeiten leben? Das mag ungewohnt klingen, ist aber der Titel einer wunderbaren Aufsatzsammlung des großen in Lübeck geborenen Philosophen Hans Blumenberg.⁴ Blumenberg weist in diesem kleinen Bändchen darauf, dass nicht nur die Perspektiven unserer diversen Wissenschaften radikal auseinanderklaffen und sich vom Alltagsverständnis einer Wirklichkeit entfernen, sondern dass gerade auch Kultur, Kunst und Gesellschaft je unterschiedliche Wirklichkeiten hervorbringen. Wesentliches Merkmal für die künstlichen Welten der Kunst und der unterschiedlichen Formen von Vergesellschaftung ist aber, dass sie von der Mehrheit der Menschen in ihren Differenzen und Divergenzen meist problemlos auseinandergehalten, navigiert, diskutiert, kritisiert und so als »Wirklichkeiten« bewältigt werden. Entsprechend gehört die

Anerkennung von Vielfalt zum Grundbestand demokratischer Werte, während Monokultur und Einfachheit schlicht als unvereinbar mit der modernen Gesellschaft gelten.

Krise der Wirklichkeit?

Für den Historiker der Wissenschaften und ihrer Entwicklung ist besonders interessant, dass die Frage nach Einheit und Vielfalt der Wirklichkeit gar nicht so neu ist, wie sie auf den ersten Blick vielleicht scheint. Vielmehr wurden die Vielfalt der Wissenschaften und der Widerstreit zwischen ihren Erkenntnissen vor hundert Jahren in Deutschland als »Krise der Wirklichkeit«, nämlich als Auseinanderbrechen eines einheitlichen wissenschaftlichen Weltbilds diskutiert. Relativitätstheorie und Quantenphysik hatten das Alltagsverständnis von Wirklichkeit über den Haufen geworfen und gründlich mit der Vorstellung aufgeräumt, die Welt lasse sich mit den vertrauten Konzepten von Raum und Zeit, Ursache und Wirkung bis hinunter auf die Ebene der kleinsten Teilchen und letzten Ursachen erforschen. Dagegen hatte die neue Physik nicht nur unvorstellbare Theorien und Modelle gestellt, sondern auch noch auf der subatomaren Ebene grundlegender Zusammenhänge mechanische Determinierungen in statistische Zusammenhänge aufgelöst.

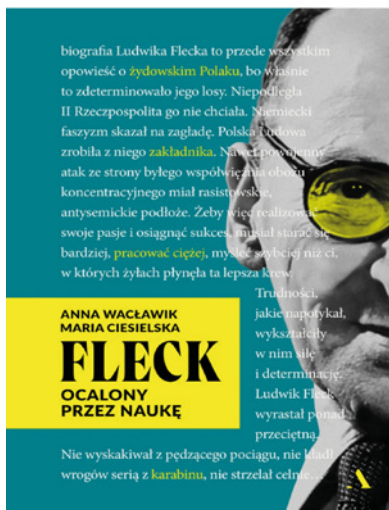
Die Debatte über diese Krise der Wirklichkeit fand in der Zeitschrift *Die Naturwissenschaften* statt. Auf einen Artikel, in dem der Physiker Niels Bohr die neue Physik erläutert hatte,⁵ antwortete Kurt Riezler, als Philosoph und Kurator der gerade neu gegründeten Frankfurter Universität eine der in-

tellectuellen Führungspersönlichkeiten der Weimarer Republik, mit einem Beitrag, der *Die Krise der »Wirklichkeit«* überschrieben war und als Aufmacher erschien.⁶ In diesem Artikel stellte Riezler einerseits die Frage, was es genau bedeute, wenn die moderne Forschung der Physik das geläufige Wirklichkeitsverständnis radikal verabschiede, andererseits diagnostizierte er als Krise der Wirklichkeit, dass nicht nur die Physik sich radikalisierte, sondern parallel auch ein Ausdifferenzierungsprozess vieler weiterer Wissenschaften stattgefunden habe. Das habe zu einem Auseinanderdriften der Wissenschaften geführt, in dessen Folge sich ihre jeweiligen Erkenntnisse und Theorien nicht mehr auf einen Nenner bringen ließen, sondern sich als unvereinbar, wenn nicht gar widersprüchlich darstellten. Die Krise der Wirklichkeit bestand für Riezler darin, dass kaum noch Aussicht darauf bestünde, die eine Welt, in der doch alle Menschen lebten, durch die Wissenschaften am Ende auch als eine Wirklichkeit kohärent verstehen zu können.

Die Weimarer Zeit steht geradezu paradigmatisch für die Ambivalenzen von Aufbruch und Krise. In einer umfassenden wissenschaftshistorischen Untersuchung müsste man die Frage umdrehen, um in den politisch-kulturellen Kontexten mögliche Ressourcen für neue Ideen und innovative wissenschaftliche Vorgehensweisen freizulegen.⁷ Denn die »Krise der Wirklichkeit« war ja zunächst und vor allem eine gesellschaftlich heftig verhandelte Frage, von der politischen Radikalisierung über die weltweite Wirtschaftskrise bis zu den künstlerischen Avantgarden der damaligen Zeit. Als das Kaiserreich zu Ende ging, machte Deutschland stolpernde Schritte in Richtung Demokratie, während die Dadaisten Kunst zu ei-

ner politischen Waffe schmieden wollten. Der selbsternannte »Dadasoph« Raoul Hausmann erklärte zum Beispiel die Fotomontage zu einer bewusst widersprüchlichen und darin zeitdiagnostischen Kunstform:

»Die Dadaisten waren die ersten, die das Material der Fotografie benutzten, um aus Strukturteilen besonderer, einander oftmals entgegengesetzter dinglicher und räumlicher Art eine neue Einheit zu schaffen, eine Einheit, die dem Chaos der Kriegs- und Revolutionszeit ein optisch und gedanklich neues Spiegelbild entriß.«⁸



*Eine aktuell erschienene Biografie Ludwig Flecks
Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Verlags: Ciesielska, M.,
und Wacławik, A. (Hg.) (2025). Fleck: ocalony przez naukę (Wydanie
pierwsze.). Warszawa: Wydawnictwo Agora.*

Ludwik Flecks Intervention

Auf solche kulturellen Kontexte und Wechselwirkungen hinzuweisen, erscheint mir deswegen wichtig, weil sie auch für jene Stimme entscheidend waren, die hier genauer vorgestellt werden soll, da sie eine bemerkenswert innovative Perspektive auf Wissenschaft und Forschung eröffnete: Ludwik Fleck, der sich erstmals in der von Riezler entfachten Debatte um eine »Krise der Wirklichkeit« in Deutschland zu Wort meldete.

Offenbar hielt die Redaktion seinen Beitrag für so wertvoll, dass sie den damals in Deutschland noch unbekannten polnischen Mediziner und Wissenschaftsphilosophen in der nächsten Ausgabe zu Wort kommen ließ:

»[J]ede Erkenntnistheorie [muss] mit Sozialem und weiterhin mit Kulturhistorischem in Beziehung gebracht werden, insofern sie nicht in schweren Widerspruch mit der Geschichte der Erkenntnis und der alltäglichen Erfahrung des Lehrenden und Lernenden geraten will.«

Hier formulierte Fleck zentrale Positionen einer sozialen und historischen Epistemologie, die er kurz darauf zu seiner Wissenschaftsphilosophie ausarbeiten sollte. Denn seiner Meinung nach konnten das Erkennen und die Erkenntnistheorie nicht rein logisch im Denken bestimmt werden:

»Wo und wann wir immer anfangen, überall sind wir mittendrin und nie bei dem Beginn des Erkennens. Ich weiß also nicht, wie man überhaupt die Erkenntnistheorie aus Empfindungen als Elementen aufbauen könnte.«⁹

Natürlich kann man sich abstrakt der logischen Tragfähigkeit bestimmter Argumente vergewissern, aber Denken beginnt nicht mit einer *Tabula rasa*. Deshalb wendet Fleck Erkenntnistheorie von einem abstrakten in ein konkretes Forschungsprogramm, was Wissenschaft auszeichnet und wie Forschung in modernen Gesellschaften funktioniert, in denen Wissenschaft kollektiv organisiert ist, mit Apparaten operiert und verschiedenste Techniken einsetzt.

Weil Menschen immer in hochkomplexe Erkenntnisweisen und Wirklichkeitserforschungsprozesse hinein sozialisiert sind, kann Wissenschaft nicht nochmals von vorn ganz am Anfang einsetzen, sondern hat immer in Wirklichkeiten begonnen:

»Jedes denkende Individuum hat also als Mitglied irgend-einer Gesellschaft seine eigene Wirklichkeit, in der es und nach der es lebt. Jeder Mensch besitzt sogar viele, zum Teil widersprechende Wirklichkeiten: die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens, eine berufliche, eine religiöse, eine politische und eine kleine wissenschaftliche Wirklichkeit. [...] Jedem Erkennen, jedem Erkenntnisssystem, jedem sozialen Beziehungseingehen entspricht eine eigene Wirklichkeit. [...] Jedes Wissen hat einen eigenen Gedankenstil mit seiner spezifischen Tradition und Erziehung. In beinahe unendlichem Reichtum des Möglichen wählt jedes Wissen andere Fragen, verbindet sie nach anderen Regeln und zu anderen Zwecken.«¹⁰

Ausdrücklich spricht Fleck hier nicht nur von »Wirklichkeiten« im Plural, sondern vermerkt en passant auch, dass sie wi-

dersprüchlich sein können.¹¹ Für Fleck kennzeichnete die Gegenwart keine »Krise der Wirklichkeit«, sondern eine enorme Aufbruchsstimmung, in der neue Gedankengebilde, Denkmöglichkeiten, Theorien entwickelt und erprobt wurden – inklusive seiner eigenen.

Einige Hinweise zu seiner Person helfen, seinen ungewöhnlichen Standpunkt zu kontextualisieren: Ludwik Fleck wurde 1896 in Lemberg in jenem Teil der K.-u.-k.-Monarchie geboren, der heute der Westen der Ukraine ist. Dort absolvierte er das Gymnasium und studierte anschließend Medizin, unterbrochen vom Militärdienst im Ersten Weltkrieg. Weil er sich für Infektionsforschung interessierte, ging er ins Labor von Rudolf Weigl und wechselte mit ihm 1921 zurück an die Universität, die jetzt die Universität von Lwów war, denn Lemberg gehörte nun zum wiedererstandenen Polen. Um rasch aufzuholen, investierte dieser neue Staat in Industrialisierung und Stadtplanung, in Wissenschaft und Forschung bis zur Förderung einer »Wissenschaftswissenschaft«, die so manches der heutigen praxisorientierten Wissenschaftsphilosophie vordachte. In diesem Kontext eines gesellschaftlichen und intellektuellen Aufbruchs kam Fleck dazu, über Wissenschaft nachzudenken, und er brachte seine Erfahrungen mit einem Wissenschaftszweig ein, der zwar besonders eng mit der Lebenswelt verknüpft ist, aber von der Wissenschaftsphilosophie damals wie noch bis vor kurzem nicht als modellhaft anerkannt, sondern als bloße Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse angesehen wurde: die Medizin.

Fleck wusste aus erster Hand, dass wissenschaftliche Streitfragen in der Medizin nicht mittels eines *Experimentum crucis* entschieden wurden, sondern die Debatten sich meist auf

verschiedene Denkrichtungen aufteilen, die ihre Ergebnisse jeweils im Lichte ihrer Schule interpretierten und mit dazu passenden Experimenten verteidigten. Denn schon damals wurden in der Forschung komplizierte Experimente auf dem Boden bestimmter Hypothesen durchgeführt, deren Ergebnisse vor dem Hintergrund einer jeweils vertretenen Theorie interpretiert werden mussten. Das galt in besonderer Weise für den Bereich der Mikrobiologie, in dem Fleck ab 1923 ein eigenes Labor leitete. Dort hatte die Forschung eine Reihe technisch-praktischer Testmöglichkeiten für die serologische Diagnostik entwickelt, während gleichzeitig die zellbiologischen Grundlagen immunologischer Vorgänge noch unbekannt oder mindestens umstritten waren. Im Licht dieser Beobachtungen ließ sich Fortschritt nicht mehr als »Entdeckung« von Tatsachen beschreiben, sondern wissenschaftliche Entwicklungen vollzogen sich vielmehr in Folge komplexer, genau regulierter sozialer Interaktionen.

Damit erhob Fleck Einspruch gegen die zeitgenössische und im 20. Jahrhundert dominante Wissenschaftstheorie, denn für Fleck konnte nur eine Wissenschaftsphilosophie, die das Experimentieren als naturwissenschaftliche Praxis und Forschung als sozialen Prozess begreift, bei einer zeitgemäßen Erkenntnistheorie ankommen. Auf dem Boden dieser ebenso empirischen wie kritischen Beschreibung wissenschaftlichen Forschens formulierte Fleck die Haupteinsicht seiner Wissenschaftsphilosophie als Titelthese seines 1935 publizierten Hauptwerks *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Tatsachen verdanken sich ihrer Entwicklungsgeschichte. Selbstverständlich stellt Wissenschaft Tatsachen

fest, aber in der modernen Forschung handelt es sich weniger um Entdeckungen einer unberührten Natur als um aktive Arbeitszusammenhänge, in denen bestimmte Phänomene überhaupt erst hervorgebracht und untersuchbar werden. Das ist seit der wissenschaftlichen Revolution in der Frühen Neuzeit das Merkmal naturwissenschaftlicher Forschung, ihr experimenteller Zugriff auf Natur, um ihre Geheimnisse freizulegen. Schon Francis Bacon hat von »Tatsachen« gesprochen und damit diesen Begriff in die Wissenschaftssprache eingeführt.¹² Tatsachen sind in spezifischer Weise durch die forschende Praxis geformt, damit sind sie das, was die deutsche Sprache von ihnen sagt und was auch für die Wissenschaftssprachen Latein und Englisch gilt: Sie sind Tat-Sachen – fact, factum, abgeleitet von facere, machen, tun.¹³ Tatsachen sind das Ergebnis bestimmter, methodisch angeleiteter und streng nach Regeln unternommener, gut dokumentierter Handlungen.

Die wissenschaftliche Praxis und das technisch Mögliche formen und lenken Experimente, deren Ergebnisse als Tatsachen gelten können, sobald sie aufgrund der vorgebrachten Befunde und Argumente von der Fachgemeinschaft, dem »Denkkollektiv«, anerkannt werden. Dabei sind Denkkollektive keineswegs auf Forschungsgemeinschaften beschränkt. Beim Lernen in der Schule werden spezifische Formen von Wissen angeeignet, die dann im Studium als ein bestimmtes Theoriekorpus vermittelt werden, das anweist, in welcher Form Wissenschaft und Forschung regelgerecht praktiziert werden. Dazu gehören zum Beispiel auch die verwendeten Instrumente, die ihrerseits materialisierte Theorien sind. Diese gesellschaftliche und gemeinschaftliche Prägung, das Denkkollektiv, das selbst noch einen allein arbeitenden Wissenschaft-

ler einbindet, lenkt das Forschen in eine bestimmte Richtung entlang einem spezifischen »Denkstil«. Ludwik Fleck entlehnt diesen Begriff der Kunstgeschichte, wo Stile Familienähnlichkeiten auf den Punkt bringen, die Werke einer bestimmten Epoche oder Region über die Individualität der Künstlerinnen und Künstler hinweg zu fassbaren Gruppen eint.

Forschungsgemeinschaft im KZ

Diese Grundumkehrung der Wissenschaftstheorie ins Empirische hat Fleck zur Gründungsfigur der modernen Wissenschaftsforschung und Wissenschaftsgeschichte werden lassen – was er nicht mehr miterleben sollte, weil sein Buch, das er auf Deutsch in Polen geschrieben und 1935 in der Schweiz veröffentlicht hatte, zunächst in Vergessenheit geriet und erst nach Flecks Tod 1961 rezipiert wurde.¹⁴ Fleck entging selbst nur knapp der Ermordung, weil er aufgrund seiner besonderen medizinischen Expertise auf dem Gebiet des Fleckfiebers¹⁵ den Holocaust überleben konnte. Im Lemberger Ghetto, in das er gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen gesperrt wurde, begann er mit Versuchen zur Herstellung eines Impfstoffs, um die Ghetto-Bevölkerung zu schützen. Im Februar 1943 wurde Fleck nach Auschwitz deportiert und erkrankte selbst an Fleckfieber. Aufgrund seiner Expertise wurden er, seine Frau und sein Sohn zunächst für das dortige Labor rekrutiert und dann ins KZ Buchenwald verschleppt, wo unter der Aufsicht der SS ein Labor Impfstoff für die Wehrmacht produzieren sollte und dringend Fachkräfte benötigt wurden. Als Ludwik Fleck 1944 nach Bu-

chenwald kam, bemerkte er, dass dieses Labor aufgrund mangelnder Fachexpertise nicht die richtigen Erreger kultivierte und wirkungsloses Serum produzierte. Aber um die Mitarbeiter nicht zu gefährden, ließ er die Produktion weiterlaufen und startete heimlich eine zweite, wirksame Linie für die eigene Versorgung.¹⁶ Fleck überlebte das Konzentrationslager, arbeitete anschließend in verschiedenen Funktionen im polnischen Gesundheitswesen und emigrierte 1957 zu seinem Sohn nach Israel, wo er 1961 starb.

Entscheidend für die Diskussion hier ist, dass Fleck ausgerechnet seine Begegnung mit der Forschungsgemeinschaft im KZ, die sich abgeschottet von der Welt auf eigene Faust an die Arbeit gemacht und notgedrungen in ihrer eigenen Wirklichkeit eingerichtet hatte, in einem seiner ersten wissenschaftsphilosophischen Aufsätze der Nachkriegszeit als Beispiel wählte, mit dem er der polnischen Fachöffentlichkeit seine soziale Erkenntnistheorie und historische Epistemologie erläuterte. Um seine Leser davon zu überzeugen, dass Wissenschaft nur durch Konkurrenz von innen und Korrektur von außen ihre Denkrichtung wechseln kann, kleidete Fleck dieses Extrembeispiel rhetorisch in eine Neuauflage des wohl berühmtesten Dialogs der Wissenschaftsgeschichte, Galileis Verteidigung seines neuen Weltbilds.

Totale Einheitswissenschaft

1935 hatte Fleck sein Buch als Reaktion auf die Überlegungen des sogenannten Wiener Kreises geschrieben, deren Mitglieder das Weltwissen der verschiedensten Wissenschafts-

zweige durch logische Analyse und kritische Prüfung zu einer einheitlichen Wirklichkeitsgesamtwissenschaft zusammenfügen wollten und dazu 1933 die Schriftenreihe *Einheitswissenschaft* ins Leben gerufen hatten. Das war für Fleck der falsche Weg, nach dessen Überzeugung Wissenschaft Meinungsvielfalt und Widerspruchsgeist brauche, um auf dem richtigen Weg zu bleiben. 1946 ging Fleck noch einen entscheidenden Schritt weiter, denn am eigenen Leib hatte er gerade erfahren, was es heißt, wenn Wissenschaft in Einheitswissenschaft umschlägt und zur Ideologie wird: Er inszenierte Galileis berühmten Dialog, in dem er denselben »Simplicio« (was man getrost als »Simpel« lesen darf), der bei Galilei das alte geozentrische Weltbild verteidigt hatte, jetzt als Verfechter einer Einheitswissenschaft auftreten lässt, weil gute Wissenschaft irgendwann einmal doch bei der fertigen Erkenntnis der Wirklichkeit ankommen müsse.

Dagegen argumentierte Fleck, dass das finale Wissen einer Einheitswissenschaft kein Paradies der Erkenntnis, sondern nur der Beginn des Polizeistaats sein könnte. Dazu ließ er seinen »Sympathius«, seinen Liebhaber wahrer Wissenschaft, kontern, das fertige Wissen, der »Codex Pansophiae«, müsse sofort mit allen Mitteln geschützt werden, weil sonst nur immer wieder neue Fragen vorgebracht würden und das fertige Wissen gar nicht als solches erkennbar bliebe:

»Man müsste die Bewegung der Planeten anhalten, das Flimmern des Staubs in der Luft, die Evolution der lebenden Wesen und – was am wichtigsten ist – die Bewegung des menschlichen Gedankens, weil sonst ständig neue, nicht vorhersehbare Probleme entstehen würden.

[...] Weil irgendein Wagehals unter den Kommentatoren die Ordnung des Kodexes ändern wollen könnte (unter dem Vorwand der Verbesserung), was unliebsame Erschütterungen hervorriefe, muss man den Kodex gesetzlich schützen. [...] Meinst Du nicht, dass sich in einem solchen Fall Deine Pansophia ohne Veränderungen nur dank der Polizei halten würde?»¹⁷

Die Pansophia, als Konzept einer universalen Allwissenheit, wird zur Karikatur dessen, was sie dem Worte nach meint. Wenn Fleck sein Sprachrohr hier sagen lässt, dass man das Flimmern in der Luft anhalten müsse und nur ein Polizeistaat die Wahrheit einer Einheitswissenschaft retten könne, dann spielte er auf seine jüngsten Erfahrungen in einem Staat an, der viele seiner Familienmitglieder ermordet und zu Staub in der Luft verbrannt hatte.

Zu den Wirklichkeiten, in denen wir heute leben, gehören leider immer mehr Beispiele für Staaten mit einem ähnlichen Doppelspiel von Meinungsunterdrückung und ideologischer Einheitswissenschaft. Deswegen darf man nicht generalisieren, aber wer auf eine vermeintlich unumstößliche Realität der einheitlichen Wirklichkeit pocht und darin ein Argument gegen angeblich bloß konstruierte künstliche Wissenschaftswelten sieht, ist auf der schiefen Ebene zum Polizeistaat.

Eine vermeintlich unhinterfragbar einheitliche Wirklichkeit kann kein Einspruch gegen widersprüchlich vielfältige Wissenschaft sein. Fleck hatte in der Debatte um die vermeintliche Krise der Wirklichkeit auf die enorme Produktivität des Unternehmens Wissenschaft hingewiesen, das immer weitere Schichten von Wirklichkeit eröffnet, neue Interven-

tionsmöglichkeiten, Deutungen und Vernetzungen schafft: »Man halte im eigenen Denken freien Platz für die Zukunft!«, hatte er 1929 seinen Aufsatz beschlossen.

Der kürzlich verstorbene kanadische Wissenschaftsphilosoph Ian Hacking hat auf dieser Spur nach sinnvollen Vermittlungen von Konstruktivismus und Realismus gesucht, um der von Fleck herausgestellten besonderen Produktivität neuzeitlicher und moderner Wissenschaft gerecht zu werden. Hacking hat genau herausgearbeitet, wie Forschung selbst da noch als aktive Intervention begriffen werden muss, wo scheinbar nur vorgefundene Strukturen abgebildet werden. Denn das vermeintlich einfache Beobachten basiert in den Wissenschaften auf voraussetzungsreichen Detektionsverfahren und komplexen Darstellungskonventionen. Realismus und Konstruktivismus sind bei Hacking nicht die Namen einander widersprechender philosophischer Positionen, die man als intellektuelle Haltungen wählen oder ablehnen könnte. Vielmehr gilt es, ihr Ineinandergreifen in der aktuellen Forschung angemessen zu erfassen und zu analysieren: Die Konstruktion von Forschungsumwelten zur Darstellung und näheren Kennzeichnung natürlicher Eigenschaften und Prozesse.

Weil Forschung in den Naturwissenschaften sich auf diese Weise immer im Wechselspiel von Repräsentation und Intervention vollzieht und beides die Grundaktivitäten wissenschaftlicher Praxis sind, hatte er seiner *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften* den englischen Titel *Representing and Intervening* gegeben.¹⁸ Ein solches Nachdenken über Wissenschaft und Technik ist heute dringlicher denn je. Denn nicht nur wurde das Experimentieren, die gezielte In-

tervention in Naturzusammenhänge, mit der Neuzeit zum epistemisch vorrangigen Weg naturwissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung, sondern Forschung und Technik haben ein enormes transformatives Potenzial freigesetzt, mit dem die Welt massiv umgestaltet und neue Wirklichkeiten herbeigeführt wurden. Dazu gehört heute auch, dass die Erde aufgrund menschlichen Eingreifens insgesamt als gefährdet zur Disposition steht, was noch bis vor kurzem unvorstellbar war.

Es kommt darauf an

Die wirklichkeiterschließende Rolle solcher Wechselwirkungen, lokaler Kontexte und relationaler Abhängigkeiten mit globalen Folgen und Konsequenzen für die Gesellschaft insgesamt ist dann vor allem von Frauen wie Donna Haraway und Evelyn Fox Keller in der Wissenschaftsforschung herausgearbeitet worden beziehungsweise von der feministischen Wissenschaftsphilosophie bei Isabelle Stengers und Helen Longino. Damit haben sie wichtige Impulse für die Wissenschaftsphilosophie im 21. Jahrhundert geliefert, und es kann kein Zufall sein, dass sie selbst wie Fleck zumeist aus der forschenden Praxis kamen. Donna Haraway zum Beispiel hat aus ihrer Sozialisierung in der biologischen Forschung das Konzept einer »situerten Epistemologie« entwickelt, das besagt, dass Erkennen und Wissen immer an ganz konkrete Standpunkte gebunden sind, von denen aus Wissen in spezifischer Weise als plausibel gilt.¹⁹

Das heißt umgekehrt auch, dass vermeintlich universale Positionen und unumstößliches Wissen um feste Grenzen

nicht so sicher und stabil bleiben wie lange Zeit hypostasiert, zum Beispiel die Grenze zwischen Mensch und Maschine, Mensch und Tier, Natur und Geist, Körper und Welt. Haraway legte mit ihrem *Cyborg-Manifesto* aus feministischer Perspektive frei, wie aus der Figur des Cyborgs als Verwischung der Grenzen zwischen Mensch und Maschine das Denken neue Impulse und Interventionsmöglichkeiten gewinnen kann. Und nachdem lange Zeit Medizin und Lifesciences kaum als adäquate Gegenstandsbereiche der Wissenschaftsphilosophie gegolten hatten, weil sie nur geringe Grade an Formalisierung aufzuweisen hatten, stehen sie heute im Zentrum verschiedener Richtungen einer »philosophy of science in practice«, die wie Fleck von der wissenschaftlichen Praxis ausgeht. Auch hier wäre zu zeigen, wie insbesondere Autorinnen der Wissenschaftsphilosophie den Weg in Richtung einer pluralen Epistemologie gewiesen haben.

Erkenntnis in Gemeinschaft

Stattdessen will ich abschließend noch einmal auf Fleck und damit auf die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik zurückkommen. Nachdem der Zweite Weltkrieg in beispielloser Weise gezeigt hatte, wie Wissenschaft und Technik die Welt verändern und zerstören konnten, wurden in der Nachkriegszeit weltweit Initiativen gestartet, dieses Potenzial für eine bessere Zukunft zu sichern. In der Rückschau markierte das Programm einer Mondlandung in den 1960er Jahren den Kippunkt, denn das berühmte Foto vom »blauen Planeten« läutete die neue Zeit eines ökologischen Denkens

ein, während parallel die Dekolonialisierung, die Frauenbewegung und die Studentenproteste starteten. Noch vor diesem Kipppunkt, im Sommer 1960, sprach ein Leitartikel der Zeitschrift *Science*, die die Rolle von *Naturwissenschaften* übernommen hatte, erneut von einer Krise. Diesmal war es (noch) keine Krise der Wirklichkeit, aber eine neue Initiative für »Science and Human Values« sei nötig, damit sich die Forschungsagenda der Wissenschaft nicht immer weiter von den sozialpolitischen Herausforderungen der Gesellschaft wegbewegte.

1960 war Ludwik Fleck noch nicht als Vordenker der sozialepistemologischen Wissenschaftsphilosophie wiederentdeckt worden, aber er las den *Science*-Artikel in Israel und verfasste eine Antwort. Es hatte sein letzter Aufsatz werden sollen, noch einmal wollte er sich unter dem Titel »Krise in der Wissenschaft: Zu einer freien und menschlicheren Naturwissenschaft« äußern. Sein Artikel ist nicht mehr in *Science* erschienen – Thomas Schnelle fand ihn im Nachlass, als er in den 1970er Jahren Ludwik Fleck im Rahmen seiner Doktorarbeit bei Lothar Schäfer in Hamburg wiederentdeckt hatte.²⁰ Wie in seinem ersten Artikel pointiert formuliert und in seinem Buch ausführlich dargelegt, insistierte Fleck hier nochmals darauf, dass Erkennen keine abstrakte Relation von Subjekt und Objekt ist, sondern als dynamische und soziale Tätigkeit begriffen werden müsse, zumal in der Zeit organisierter Großforschung:

»In der gegenwärtigen Zeit, in der Ära von Teamkooperation, von Artikeln, die von mehreren Koautoren veröffentlicht werden, von Zeitschriften, Rezensionen, Kon-

ferenzen, Symposia, Komitees, Vorständen, Gesellschaften und Kongressen wird die gemeinschaftliche Natur wissenschaftlicher Erkenntnis offensichtlich. Die Erkenntnis kann nicht mehr als Funktion von zwei Komponenten allein verstanden werden, also als eine Relation zwischen dem individuellen Subjekt und dem Objekt. Jedes Erkennen ist eine soziale Tätigkeit.«²¹

Aus dieser aktualisierenden Wiederholung seiner eigenen Theorie leitete er Schlussfolgerungen ab, die prophetisch klingen und der Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte noch heute eine große Aufgabe ins Stammbuch schreiben:

»Jeder Politiker und jeder Geschäftsmann weiß, dass die Propaganda [...] grundlegend für jede gemeinschaftliche Tätigkeit ist. Die Wissenschaftler verkennen diesen Umstand – mindestens offiziell – und werden sein Opfer. Mit offenen Augen zur Propaganda zu stehen macht das Subjekt gegen ihren Missbrauch widerstandsfähig: Wenn jedes Schulkind lernt, dass jede Torheit, wie groß sie auch ist, durch passende Propaganda glaubwürdig gemacht werden kann, wird der kritische Widerstand gegen Propaganda anwachsen. Die Geschichte der Wissenschaften, die des Denkens allgemein, verstanden als Evolution gemeinschaftlicher Denkstile [...], hört auf, eine Sammlung lächerlicher Anekdoten und sentimentaler Apotheosen zu sein. Die Genese von Ideen wird erklärbar. [...] Dies zu erfassen wird Wissenschaftlern helfen, mit ihren kreativen Konzeptionen kühner zu werden. [...] Die wissenschaft-

liche Wahrheit wird sich von etwas Starrem und Stillstehendem in eine dynamische, entwickelnde, kreative menschliche Wahrheit wandeln.«²²

Vielleicht klangen seine Worte damals zu sehr wie eine Sonntagsrede und wurden deshalb von *Science* abgelehnt. Aber Fleck ging es nicht um Sonntagspredigten, sondern er kämpfte für ein adäquates Bild dessen, wie Wissenschaft in der modernen Welt tatsächlich funktioniert, um zielgerichtet zum Wohl der Gesellschaft intervenieren zu können. Denn nur wer versteht, wie Wissenschaft funktioniert, ist den Rückkopplungsschleifen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft nicht ausgeliefert, sondern kann in deren Funktionieren lenkend eingreifen und so verhindern, dass Wissenschaft und Gesellschaft nur von Propaganda, Politik und Ökonomie gesteuert werden.

Anmerkungen

- 1 Der Text basiert auf einem Vortrag in der Akademie-Vorlesung »Vielfalt« am 22. Mai 2025, der für den Druck angepasst wurde.
- 2 Oreskes, N., Conway, E. M. (2010). *Merchants of Doubt: How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming*. New York.
- 3 Borck, C. (2020). Vom Unwissen in Zeiten von Corona. *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 14 (2), 101–110.
- 4 Blumenberg, H. (1980). *Wirklichkeiten, in denen wir leben*. Stuttgart.
- 5 Bohr, N. (1928). Das Quantenpostulat und die neue Entwicklung in der Atomistik. *Die Naturwissenschaften* 16, 245–257.
- 6 Riezler, K. (1928). Die Krise der »Wirklichkeit«. *Die Naturwissenschaften* 16: S. 705–712. doi.org/10.1007/BF01505707 (abgerufen am 12.08.2025).
- 7 Borck, C. (2011). Living Ambiguity: Speculative Bodies of Science in Weimar Germany. In: Forman, P., Carson, C., Kojevnikov, A., Trischler, H. (Hg.). *Weimar Culture and Quantum Mechanics: Selected Papers by Paul Forman and Contemporary Perspectives on the Forman Thesis*. Hackensack, NJ: World Scientific Publishing, 453–473.
- 8 Hausmann, R. (1982): Fotomontage [1931]. In: *Texte bis 1933*, Bd. 2: *Sieg Triumph Tabak mit Bohnen*, hg. v. Michael Erlhoff, München: edition texte + kritik, 130–132, hier 130. Dazu: Cornelius Borck (2005). *Sound Work and Visionary Prosthetics: Artistic Experiments in Raoul Hausmann*. *Papers of Surrealism*. https://pure.manchester.ac.uk/ws/portalfiles/portal/63517388/surrealism_issue_4.pdf (Abrufdatum 12.08.2025).
- 9 Fleck, L. (2011). Zur Krise der »Wirklichkeit« [1929]. In: *Denkstile und Tatsachen, Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. von Sylwia Werner und Claus Zittel. Berlin, 52–69, hier 52 f.
- 10 Ebd, 53 f.
- 11 Vgl. Coen, D. R. (2012) Rise, Grubenhund: On Provincializing Kuhn. *Modern Intellectual History* 9, 109–126.
- 12 Daston, L. (2002). Baconsche Tatsachen. *Rechtsgeschichte* 1, 36–55.
- 13 Beck, S. (2014). Sachen, Tat-Sachen und Tatsachen. Überlegungen zum Stand der Dinge in den STS und zünftigen/künftigen Problemen. Vortrag am 22.10.2014 im WZB Berlin.
- 14 Borck, C. (2004). Message in a bottle from ›the crisis of reality‹: On Ludwik Fleck's interventions for an open epistemology. *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 35, 447–464.
- 15 Der Name Fleckfieber geht übrigens nicht auf Ludwik Fleck zurück, sondern verweist auf die charakteristischen Hautflecken der Patienten.

- 16 So hat Eugen Kogon die Ereignisse 1946 in seinem Buch *Der SS-Staat* (Frankfurt am Main, S. 175) anhand eigener Erinnerungen beschrieben. Sylwia Werner und Claus Zittel haben Flecks spätere Aussage darüber zugänglich gemacht: Fleck, L. (2011). In der Buchenwalder Angelegenheit. In: Werner, S., Zittel, C. (Hg.). *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, 549–557.
- 17 Fleck, L. (2011). *Wissenschaftstheoretische Probleme* [1946]. In: *Denkstile und Tatsachen, Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. von Sylwia Werner und Claus Zittel. Berlin: Suhrkamp Verlag, 52–69, hier 369–389, hier 370 ff.
- 18 Hacking, I. (1996). *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften* [Representing and intervening: introductory topics in the philosophy of natural science, 1983]. Stuttgart.
- 19 Haraway, D. (1995). *Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: Haraway, D., *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main, 73–97.
- 20 Schnelle, T. (1982). *Ludwik Fleck – Leben und Denken: Zur Entstehung und Entwicklung des soziologischen Denkstils in der Wissenschaftsphilosophie* [Diss. Univ. Hamburg 1980]. Freiburg i. Br.
- 21 Fleck, L. (2011). *Krise in der Wissenschaft: Zu einer freien und menschlicheren Naturwissenschaft*. In: *Denkstile und Tatsachen, Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hg. von Sylwia Werner und Claus Zittel. Berlin, 466–474, hier 467.
- 22 Ebd., 471 f.

Die Beitragenden

Bäuerle, Lukas

Lukas Bäuerle ist Sozioökonom am Linz Institute for Transformative Change der Johannes-Kepler-Universität Linz, Österreich. Zuvor war er als Postdoktorand an der Universität Hamburg tätig. Seine inter- und transdisziplinäre Forschung fokussiert Inhalt, Form und Rolle ökonomischen Wissens in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Dafür hat er im Rahmen seiner Dissertation mit der praxeologischen Institutionenforschung ein entsprechendes Forschungsprogramm entworfen. Die an der Europa-Universität Flensburg entstandene Arbeit wurde 2022 mit dem Forschungspreis der Gesellschaft für sozioökonomische Bildung und Wissenschaft ausgezeichnet. Derzeit beschäftigt er sich mit Zukunftsvorstellungen ökonomischer Akteure in verschiedenen Transformationsarenen und Organisationen des New Economy-Ökosystems. Er ist Gründungsmitglied des Netzwerks Plurale Ökonomik sowie der Hochschule für Gesellschaftsgestaltung in Koblenz.

Borck, Cornelius

Als er sein Medizinstudium begann, begeisterten ihn die neuen Wissensgebiete, aber die Universität hatte er sich anders vorgestellt. Deshalb studierte er parallel noch Philosophie (mit ein paar Nebenfächern) – und als Kombination von beidem darf er heute ein Institut für Medizingeschichte und Wis-

senschaftsforschung leiten. Sein Weg hat ihn dabei von der neurophysiologischen Forschung in London über die Wissenschaftsforschung in Bielefeld zunächst ans MPI für Wissenschaftsgeschichte in Berlin geführt. Von dort ging es dann zu einer eigenen Forschergruppe an der Medienfakultät der Bauhaus Universität Weimar und zur ersten Professur an der McGill University in Montreal, bevor er 2007 nach Lübeck kam. Ihn interessiert, wie offene Fragen über die Natur des Menschen, sein Denken und Handeln zu wissenschaftlichen Problemen werden, wie Forschungsinstrumente diese Fragen bearbeitbar machen und welche Effekte die mit diesen Methoden gewonnenen Antworten haben. Gerade aufgrund der hohen Spezialisierung der Wissenschaften beschäftigen ihn ihre Verflechtungen – untereinander, mit den Konjunkturen allgemeinerer Denkfiguren und mit technischen Entwicklungen.

Caruso, Giovanna

Giovanna Caruso studierte Philosophie an der Università di Roma Tor Vergata und an der Humboldt Universität zu Berlin. 2018 promovierte sie mit einer Arbeit zum Verhältnis von Kunst und Leben bei Adorno, Benjamin und Heidegger. Von 2018 bis 2020 war sie Habilitationsstipendiatin am Institut für Philosophie der Universität Koblenz-Landau, Campus Landau. Seit 2020 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Greifswald, Arbeitsbereich Ästhetik und Kulturphilosophie. In ihrer Forschung untersucht sie Themen an der Schnittstelle zwischen Kulturphilosophie und Phänomenologie wie etwa die Frage nach dem Verhältnis von Natur und Kultur, jene nach der Bedeutung von Naturobjekten und Artefakten für das menschliche Leben oder die Frage

nach der Lebenswelt. Seit Dezember 2023 ist sie Leiterin der Käthe-Kluth-Nachwuchsgruppe »Strukturen der Gegebenheit. Phänomenologische Zugänge zu den Verflechtungen von Objekt, Natur und Mensch«, die durch die Integration von Phänomenologie, Natur- und Technikphilosophie, Philosophie des Raumes und Philosophie der (Halb-)Dinge das Ziel verfolgt, eine nicht subjektzentrierte Analyse der Wirklichkeit zu erarbeiten.

Creydt, Marina

Ihr Studium der Lebensmittelchemie an der Universität Hamburg hat Dr. Marina Creydt mit der Promotion an der Hamburg School of Food Science abgeschlossen. Der Schwerpunkt lag dabei auf der Analytik pflanzlicher niedermolekularer Stoffwechselprodukte (Metabolomics) mittels hochauflösender Massenspektrometrie mit dem Ziel, die geografische Herkunft von Spargel zu bestimmen. In weiterführenden Arbeiten hat sie die entwickelten Verfahren auf andere Gebiete übertragen. Hierzu zählten bspw. Methoden zum Nachweis der Herkunft von Hölzern oder die Erfassung der Auswirkungen eines erhöhten CO₂-Gehaltes auf die Zusammensetzung von Lebensmittelinhaltsstoffen. Anfang 2021 ist sie in den Exzellenzcluster 2176 »Understanding Written Artefacts« gewechselt. Mittels hochauflösender Untersuchungen von Peptidmustern (Proteomics) sollen Informationen über die zugrundeliegenden Schreibmaterialien sowie über die anhaftende mikrobiologische Flora erhalten werden. Ziel dabei ist sowohl eine eindeutige Klassifizierung des Materials als auch ein Verständnis mikrobiologischer Umwelteinflüsse. Es ist bekannt, dass besonders von Letzteren wiederum erhebli-

che Auswirkungen auf das Material selbst zu erwarten sind. Entsprechende Kenntnisse können direkt in Maßnahmen zur Erhaltung von Kulturgütern einfließen.

Depreux, Philippe

Nach seinem Geschichtsstudium an der Sorbonne hat er sich auf Mittelalterliche Geschichte spezialisiert und seine Dissertation zur Entourage Kaiser Ludwigs des Frommen (814–840) in München vorbereitet (Promotion 1994 an der Universität Paris IV). Nach einem Aufenthalt in Oxford und einer Lehrtätigkeit in Lille wurde er 1998 *Maitre de conférences* an der Universität von Tours, wo er hauptsächlich mit Archäologen zusammenarbeitete. Während seiner Zeit als Referent für Mittelalter an der Mission historique française in Göttingen (2003–2006) habilitierte er sich an der Universität Paris I (2005) mit einer Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Sozial-, Rechts- und Ritualgeschichte, nämlich zu den Investituren bis zum Investiturstreit. 2006 kehrte er als Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Limoges nach Frankreich zurück und war von 2007 bis 2012 Mitglied des Institut universitaire de France. 2013 erhielt er den Ruf zum W3-Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Hamburg, wo er seitdem tätig ist. Seine akademische Laufbahn steht unter dem Zeichen der deutsch-französischen Zusammenarbeit in Lehre und Forschung, die er sowohl in Frankreich als auch in Deutschland als Leiter von Vorhaben im Rahmen der Förderprogramme der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der französischen Agence Nationale de la Recherche sowie der Deutsch-Französischen Hochschule durchführt(e). In Hamburg kann er seinem Interesse

für Sozial- und Kulturgeschichte sowie Hilfswissenschaften und Handschriftenkunde nicht nur als Mitglied des ehemaligen SFB »Manuskriptkulturen« und des aktuellen Clusters »Understanding Written Artefacts«, sondern auch dank des Programms der Akademienunion als Leiter des Langzeitvorhabens »Formulae – Litterae – Chartae« (2017–2031), das sich mit der Neuedition frühmittelalterlicher Musterdokumente befasst, nachgehen. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen auf der abendländischen Geschichte des Früh- und Hochmittelalters, insbesondere auf gesellschaftlichen, kulturellen und historisch-anthropologischen Themen, auf dem politischen Leben (in Bezug auf Menschen, Strukturen und Ideale), auf Schriftlichkeit und normativer Verschriftlichung sowie auf der Geschichte des karolingischen Reichs und der daraus entstandenen Länder.

Gluchowski, Carolin

Carolin Gluchowski ist Postdoktorandin am Fachbereich Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Hamburg. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen die Handschriftenkulturen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, die Frömmigkeitsgeschichte in Norddeutschland sowie Klosterreformen im Alten Reich. In ihrem aktuellen Projekt untersucht sie »Betende Automaten in der Frühen Neuzeit«, um Prozesse der Technisierung und Automatisierung kultureller Praktiken zu analysieren. Darüber hinaus übernimmt sie Führungspositionen in den COST Actions Participation through Prayer in the Late Medieval and Early Modern World (CA23143) und Print Culture and Public Spheres in Central Europe 1500–1800 (PCPSce) (CA23137). Ihren

akademischen Weg begann sie mit einem Studium an der Universität Freiburg i. Br. und wurde anschließend an der Universität Oxford promoviert.

Herzog, Christian

Christian Herzog versteht sich als transdisziplinärer Wissenschaftler, der technische und geisteswissenschaftliche Perspektive und Expertise verbindet. Ursprünglich studierter Ingenieur im Bereich der Mechatronik, interessierte ihn bereits während seines Promotionsstudiums in der Regelungstechnik an der Technischen Universität Hamburg die soziale und ökologische Verantwortung, die das Ingenieurwesen mit sich bringt. Nach seinem Wechsel an die Universität zu Lübeck professionalisierte er seine Beschäftigung mit den ethischen Fragen im Zusammenhang mit Technik, inkl. eines Fernstudiums der Angewandten Ethik an der Universität Leeds. Derzeit leitet er den Ethical Innovation Hub an der Universität zu Lübeck, eine gemeinsame Arbeitsgruppe des Instituts für Medizinische Elektrotechnik und des Instituts für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung. Seit Juni 2023 ist er Professor für Ethische, Rechtliche und Soziale Aspekte der Künstlichen Intelligenz an der Universität zu Lübeck.

Hirschler, Konrad

Nach dem Studium der Islamwissenschaft, der Geschichte und der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hamburg folgten Studienjahre und Promotion an der University London. Von 2007 bis 2016 lehrte er dort die Geschichte des Nahen Ostens. Nach einer Professur an der Freien Universität Berlin von 2016 bis 2021 wechselte er an die Universi-

tät Hamburg als Professor für Islamwissenschaft. Hier ist er seit 2022 auch Sprecher des Exzellenzclusters »Understanding Written Artefacts« (UWA). Als Historiker des geschriebenen Wortes beschäftigt er sich insbesondere mit dem mittelalterlichen Nahen Osten zwischen ca. 1100 und 1500. In seiner Forschung und Lehre hat das Studium schriftlicher Artefakte im Laufe der Jahre zunehmend an Bedeutung gewonnen, insbesondere die Geschichte des Lesens und der Bibliotheken, methodische Fragen im Zusammenhang mit dokumentarischen Quellen und Archiven ebenso wie die Frage der Provenienz. Weitere Interessen sind die Geschichtsschreibung, die Kreuzzüge und die Wechselwirkung zwischen Randgruppen und der Mehrheitsgesellschaft. Seine Arbeiten zur Historiografie (wie seine erste Monografie »Medieval Arabic Historiography: Authors as Actors und der Artikel Studying Mamluk Historiography«) verbinden sozialgeschichtliche und literaturwissenschaftliche Ansätze, um ein tieferes Verständnis dafür zu gewinnen, wie Autoren und Kompilatoren historisches Wissen produzierten.

Horatschek, Margaretha

Anna Margaretha (Annegreth) Horatschek war ordentliche Professorin und Leiterin des Englischen Seminars an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU), wo sie von 2000 bis 2018 den Lehrstuhl für Englische Literatur von Shakespeare bis zur Gegenwart innehatte. Seit 2011 ist sie Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg und von 2016 bis 2021 war sie Vizepräsidentin der Akademie. Sie erwarb ihre akademischen Abschlüsse an der University of California, Berkeley, USA (B.A. 1978), an den Universitäten Frei-

burg i. Br. (PhD. 1987) und Mannheim (Habilitation 1995) und lehrte ein Jahr lang als Gastprofessorin in Washington D.C., USA (1998).

Latif, Mojib

Seit über drei Jahrzehnten erforscht Mojib Latif die Wechselwirkungen zwischen Ozean und Atmosphäre und deren Einfluss auf das Klima. Für seine Forschungsarbeiten ist er mehrfach ausgezeichnet worden. So mit der Sverdrup Goldmedaille der Amerikanischen Meteorologischen Gesellschaft, mit dem Deutschen Umweltpreis und der Alfred-Wegener-Medaille der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft. Seit November 2017 ist er Präsident der Deutschen Gesellschaft Club of Rome. Die Mitgliederversammlung der Akademie der Wissenschaften in Hamburg hat ihn am 19. November 2021 zum Akademiepräsidenten gewählt.

López-Rivera, Andrés

Andrés López-Rivera ist Politikwissenschaftler an der Universität Hamburg mit interdisziplinärem Fokus im Bereich der politischen Ökologie und Klimaforschung. Nach seinem Masterstudium in »Global Politics« an der London School of Economics and Political Science (LSE) promovierte er an der International Max Planck Research School on the Social and Political Constitution of the Economy (IMPRS-SPCE). Er war außerdem als Gastwissenschaftler an Sciences Po in Paris sowie an der Universidad Andina Simón Bolívar in Quito tätig. In seiner 2022 veröffentlichten Dissertation widmete er sich der Thematik Wissen und Diversität im Bereich der Klimagovernance, mit Schwerpunkt auf lokalem und indigenem

Wissen. In seiner Forschung untersucht er die Schnittstellen von Wissenspolitik, Vielfalt und sozioökologischen Transformationsprozessen. Der Fokus liegt dabei auf der Wechselwirkung globaler und lokaler Dynamiken, insbesondere in Lateinamerika. Als Postdoktorand am Exzellenzcluster »Klima, Klimawandel und Gesellschaft (CLICCS)« an der Universität Hamburg ist er Mitherausgeber der zentralen Studie Hamburg Climate Futures Outlook. Die Studie bietet eine globale Auswertung plausibler Klimazukünfte mit Fokus auf gesellschaftliche Schlüsselprozesse für Dekarbonisierung und nachhaltige Anpassung an die Folgen des Klimawandels.

Negenborn, Colin von

In seiner Forschung verbindet Colin von Negenborn die analytische Methodik der Mathematik und Mikroökonomie mit den normativen Fragestellungen der praktischen Philosophie. So beleuchtet er Fragen nach der Gerechtigkeit von Verteilungen und Verfahren: Wie kann eine »nachhaltige« Ressourcennutzung die Balance zwischen heutigen und künftigen Bedürfnissen ermöglichen? Was bedeutet es, wenn Gemeingüter wie die Hohe See als »gemeinsames Erbe der Menschheit« gelten sollen? Und wie sehen überhaupt »faire« Abstimmungsprozesse aus? Colin von Negenborn studierte u. a. Physik sowie Philosophy, Politics and Economics. Nach einer Promotion zu ökonomischem Design an der Humboldt-Universität zu Berlin arbeitete er als Postdoc an der CAU Kiel in den Fachbereichen Umweltethik und Internationales Recht. Seit Herbst 2022 forscht er an der Universität Hamburg im Rahmen des interdisziplinären Exzellenzprojekts »Grounds, Norms, Decisions«.

Perkowski, Nina

Nina Perkowski ist Juniorprofessorin für Soziologie, insbesondere Gewalt- und Sicherheitsforschung an der Universität Hamburg. Nach ihrem Studium in Maastricht, Berkeley und Oxford promovierte sie an der University of Edinburgh und arbeitete dann als PostDoc an der University of Warwick, dem Lehrstuhl für Kriminologie, insbesondere Sicherheit und Resilienz an der Universität Hamburg und am IFSH. Sie forscht dazu, wie Grenzen innerhalb von und um europäische Gesellschaften gezogen, angefochten und verhandelt werden und untersucht das Zusammenspiel von Sicherheit und Gewalt in verschiedenen Kontexten. Ihre Monografien »Humanitarianism, Human Rights, and Security: The Case of Frontex« und »Reclaiming Migration: Voices from Europe's »Migrant Crisis« (geschrieben mit Vicki Squire, Dallal Stevens und Nick Vaughan-Williams) wurden 2021 veröffentlicht.

Repenning, Alica

Alica Repenning studierte Geografie an der Universität Heidelberg, der Loughborough University und der University of Copenhagen. Von 2019 bis 2023 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS). 2023 promovierte sie an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Arbeit, in der sie die Spannungen zwischen Online- und Offline-Räumen sowie deren zeitliche Kontraste in den Fokus rückte. Seit Oktober 2023 ist sie Postdoktorandin am Lehrstuhl für Humangeografie an der Universität Greifswald. In ihrer Forschung untersucht sie das Zusammenspiel von Menschen, Umwelt und Technologien bei der Gestaltung von Geografien des Wan-

dels. Im Zentrum steht die gesellschaftliche und wirtschaftliche Aushandlung globaler Megatrends – insbesondere der digitalen Transformation und der Klimawandeltransition. Ihre Arbeit konzentriert sich insbesondere auf digitale Technologien, multiple Krisenlagen des Ostseeraums sowie Formen des transformativen Unternehmertums.

Sarikaya, Deniz

Nach seinem Studium der Philosophie und Mathematik an der Universität Hamburg promovierte Deniz Sarikaya an der Vrije Universiteit Brussel in der Philosophie (und Moralwissenschaft). Derzeit ist er sowohl am Ethical Innovation Hub der Universität zu Lübeck als auch am Centre for Logic and Philosophy of Science der Vrije Universiteit Brussel tätig. Als Postdoktorand verbrachte er Zeit in Kopenhagen und Lyngby sowie als Gastwissenschaftler bzw. Gaststudent in Amsterdam, Barcelona, Berkeley, Palma, Vancouver und Zürich. Tief verwurzelt in der Philosophie der mathematischen Praxis, ist er besonders daran interessiert, die ethisch-gesellschaftliche Dimensionen der Nutzung formaler Methoden, einschließlich Künstlicher Intelligenz, zu verstehen. Ihm ist es wichtig, die zugrundeliegenden Technologien wirklich zu studieren und nicht nur über Fiktionen und Narrative zu diskutieren, obwohl auch deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist.

Sfendules, Pierre

Pierre Sfendules ist Postdoktorand und Habilitand an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit Schwerpunkt auf der transnationalen und konfessionsübergreifenden Kirchengeschichte. Er untersucht, wie theologische Deutungen in ge-

sellschaftliche, politische und mediale Kontexte eingreifen. In seiner Dissertation (Modernes Frühchristentum, 2024) analysierte er das Werk des preußischen Diplomaten Christian C. J. Bunsen als Versuch, das frühchristliche Erbe für die Reformdiskurse des 19. Jahrhunderts fruchtbar zu machen, und zeigte, wie kirchengeschichtliche Deutung politische Leitvorstellungen prägte. Ein weiterer Fokus liegt auf dem Einfluss zerstörter Kirchenbauten und wiederentdeckter frühchristlicher Statuen auf theologische Debatten in Großbritannien, Deutschland und Italien. Aktuell erforscht er reformatorische Netzwerke in Italien zwischen 1520 und 1541 sowie das Verhältnis von Religion und Körper und die theologische Biografie als Gattung. Sfundules studierte christliche Theologie in Hamburg, Berlin, Rom und Athen und war Stipendiat am Deutschen Historischen Institut in London sowie Gastwissenschaftler am Leibniz-Institut für Europäische Geschichte in Mainz.

Thurrow, Kerstin

Nach der Promotion in Metallorganischer Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München hat Kerstin Thurrow ihre Ausbildung im Bereich der Ingenieurwissenschaften fortgesetzt. Die interdisziplinäre Verbindung von Messtechnik und Naturwissenschaft war Thema ihrer Habilitation und Grundlage der weiteren Forschungsfokussierung. Das Center for Life Science Automation (celisca), dessen Leitung sie mit seiner Gründung 2003 übernommen hat, hat sich in den vergangenen Jahren zu einem weltweit führenden Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Entwicklung und Ausbildung an der Schnittstelle zwischen Ingenieur- und Naturwissenschaften sowie Medizin entwickelt.

Zur Akademie der Wissenschaften in Hamburg

Der Akademie der Wissenschaften in Hamburg gehören herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie junge Forschende aller Disziplinen aus Norddeutschland an. Sie trägt dazu bei, die Zusammenarbeit zwischen Fächern, Hochschulen und anderen wissenschaftlichen Institutionen zu intensivieren. Sie fördert Forschungen zu gesellschaftlich bedeutenden Zukunftsfragen und wissenschaftlichen Grundlagenproblemen und macht es sich zur besonderen Aufgabe, Impulse für den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu setzen. Präsident der Akademie ist Prof. Dr. Mojib Latif. Die Akademie der Wissenschaften in Hamburg ist Mitglied in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften und der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Über das Buch: Ohne Vielfalt kein Leben

Vielfalt bildet das Fundament für differenzierte Forschung und interdisziplinäres Denken. Sie ist jedoch weit mehr als ein wissenschaftliches Ideal: In der Natur ist sie die Grundbedingung allen Lebens, eine offene Gesellschaft braucht Kontraste und eine lebendige Demokratie Widersprüche. In 16 Essays analysieren Autorinnen und Autoren der Akademie der Wissenschaften in Hamburg die elementare Bedeutung der Biodiversität, hinterfragen die Abbildung politischer Pluralität in Wahlsystemen und diskutieren vielfältige ökonomische Zukunftsvorstellungen.